HEFT 10 OKTOBER 1985 6,- DM C 4143 E

Konkret

Magazin für Politik und Kultur

FRANZ XAVER KROETZ in Nicaragua

Eine wissenschaftliche Umfrage Exklusiv in KONKRET

SEXUALITÄT DER STUDENTEN

in konkret Oktober 1985

von Konkret

an Konkret

Schwarz & Roth von Hermann L. Gremliza

Magazin

Studenten-Sexualität heute von Günter Amendt

Über Veränderungen des Sexualverhaltens wird neuerdings wieder viel spekuliert. Was sich in den zurückliegenden zwei Jahrzehnten wirklich geändert hat, beschreibt die hier vorgestellte Untersuchung von Ulrich Clement

von Ulrich Clement

über seine Untersuchung zur Sexualität von StudentenDamals sollte die Sexualität nicht in den Privatbereich hinein – jetzt soll sie nicht aus dem Privatbereich heraus

Aus dem Gully in den Weltraum von Carl L. Guggomos

Endlich: Deutschland, Deutschland über alles. »Mission D 1« verwirklicht, mit dem Challenger, wovon Wernher von Braun geträumt hatte. Einer der beiden auserwählten bundesdeutschen Astronauten, Reinhard Furrer, hat auch unter der Erde reichlich Erfahrungen: In den Sechzigern arbeitete er in Berlin als Fluchthelfer.

The American Way Of Lie oder: Der kleine Bluff mit dem großen Bruder von Winfried Wolf

Industrie, weiblich

Industriefotografin – eine Frau in einem Männerberuf. Frauen in der Industrie, fotografiert von einer Frau vor und im Zweiten Weltkrieg in Deutschland. Frauen in der Kriegswirtschaft des faschistischen Deutschen Reiches. Enthüllen diese Fotos dieses Reich? Leisten sie Widerstand? Die Frauen? Die Fotos von Ruth Hallensleben?

Freundlich, bitter und fremd von Georg Fülberth

Am 15. September starb Wolfgang Abendroth im Alter von 79 Jahren. Ein Hochschullehrer, der immer auch noch etwas anderes sein wollte: intellektueller Berater einer großen sozialistischen Arbeiterpartei. Georg Fülberth, Schüler Abendroths, würdigt das Leben dieses Mannes

A wie Abs, B wie ABs, S wie ABS von Otto Köhler

Die Geschäfte der Familie Habsburg von Hermann K. Stuppäck

Die Legende will: die Habsburger wurden 1919 aus dem Lande vertrieben. Bettelarm noch dazu. Doch auch hier hält sich die Wirklichkeit nicht an Legenden: dem Clan ist es gelungen, sich ausserordentlich wirkungsvoll an den Schaltstellen der Finanzwelt zu plazieren. Diskret, versteht sich. Denn Adel und Geld verpflichten

Eureka als Alibi von Werner Rügemer

Wie die US Wirtschaft von SDI verspricht sich die französische Industrie von Eureka einen kräftigen High-Tech-Push. Auch bei der europäischen Alternative zum Sternen-Krieg sind zivile und militärische Projekte nicht zu unterscheiden.

Der Asylantenkönig und die armen Leute vom Proviantbachviertel

von Michael Lichtwarck

Eine Augsburger Geschichte um Otto Schnitzenbaumer, Hans Glöggler, Bert Brecht und die Leute, die bei der Arbeit mit den weichen Stoffen harte Hände bekommen

haben.

Musik, die ins Auge geht von Christian Rentsch

Was ist ein Live Konzert gegen die Perfektion von Video-Clip, Compact-Disc und Großleinwand? Längst bleibt die Wirklichkeit hinter ihrer technischen Reproduktion zurück. Aber hör mal einer zu

007 - Im Angesicht von Katzenfutter von Friedrich-Wilhelm Spieker

Wetten, daß es bald vorbei ist mit den tristen Werbeblöcken im TV? In neueren Kino- und Fernsehfilmen ist Reklame Teil der Handlung und die »Produkt-Plazierung« wird schon im Drehbuch festgelegt. Weit oben auf den Besetzungslisten drängeln sich die Marken-Stars von Whiskas und Bollinger, Sony und Cartier und stehlen den Leinwandhelden nicht selten die Schau

New Age von Michael Springer

Tantrische Tänze und Schwitzhüttenzeremonien, astrale Gesänge und delphinisches Pfeifen: Die Esoterik-Welle schwappt mal wieder hoch - wie immer, wenn es politisch nicht weitergeht. Diesmal obenauf: Die Optimismus-Religion des »Wende-Zeitalters«

van de Wetering-Interview von Kristian Klippel, Janwillem van de Wetering

Sein Kommissar ist ein erleuchteter Zen-Meister. Er selbst findet Gefallen an deutschen Panzern und würde gern mit Gewehr und Pistole ran an die Russen: Krimi-Autor Janwillem van de Wetering. Der Verlag stellt das neue Buch des New-Age-Papstes vor als »Das Andere Denken«. Titel: »Ein Blick ins Nichts«

Nicaragua-Tagebuch von Franz Xaver Kroetz

Dies ist kein Bericht über Nicaragua. Dies ist ein Text, den Franz Xaver Kroetz im Dezember und Januar 1984/85 noch unterwegs in die Maschine gehämmert hat. Der Unterschied ist ihm wichtig. In ihm erkennt er sich und seine Reise wieder. KONKRET veröffentlicht einen Auszug

Eine Orgie als Kulturlandschaft von Niklaus Meienberg

Es bennt und rilkt, es hölderlint und georgelt im neuen Opus von Botho Strauß

Notizen

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 10/85, S. 4

von Konkret

1. Dreimal KONKRET auf der Frankfurter Buchmesse, vom 9. bis 14. Oktober in Halle 5.1, Stand A 165:

erstens mit KONKRET

zweitens mit LITERATUR KONKRET (das 10. Heft ab 8.10.85 am Kiosk)

drittens mit den Neuerscheinungen des KONKRET LITERATUR VERLAGS: Neuauflage von Erich Kuby »Das Mädchen Rosemarie«, eine Erzählung von Marga Minco »Das bittere Kraut«, neue Reportagen und Essays von Peggy Parnass »Kleine Radikale Minderheit«, Renate Jäckle »Gegen den Mythos« – Ganzheitliche Medizin, Friedrich Hansen/Regine Kollek »Gen-Technologie« – Die Neue Soziale Waffe und »100 x Kurt Hiller 1885-1985«, herausgegeben von Wolfgang Beutin, Ruprecht Großmann, Klaus Hübotter.

2. Es soll nicht unerwähnt bleiben: Der Text zur Sexualität von Studentinnen und Studenten in der BRD, der in dieser KONKRET-Ausgabe veröffentlicht wird, basiert auf einer Untersuchung von Uli Clement aus dem Jahre 1981. Die Aufbereitung dieser Ergebnisse ist Clements Dissertation, die Anfang 1986, in leicht gestraffter Form, in den »Beiträgen zur Sexualforschung«, die vom Stuttgarter Enke-Verlag verlegt werden, erscheint. Clement selbst arbeitet in der Abteilung für Sexualforschung der Psychiatrischen und Nervenklinik des Universitätskrankenhauses Hamburg-Eppendorf. Seine Arbeit wurde mit »sehr gut« benotet.

3. Im Heft 4/85 berichtete KONKRET über die französische Anti-Rassismus Bewegung »S.O.S. Racisme«, die mit dem Anstecker »Touche pas à mon pote« auf die Straßen ging und vor allem unter den Jugendlichen Frankreichs, den Kindern der einstigen Enragés aus dem Pariser Mai '68, großen Zulauf fand. Die DGB-Jugend hat jetzt die Aktion gegen Ausländerfeindlichkeit und Rassismus in der BRD mit eben diesem Anstecker anlaufen lassen: »Mach meinen Kumpel nicht an« heißt die Parole. Unterstützung hat die Aktion gefunden – in der Reihenfolge der Glaubwürdigkeit – von tausenden anderen, ehe dann auch der Mai-Redner und Bundespräsident kommt, der da behauptet: »Im Rahmen des täglichen Zusammenlebens müssen wir beide aufeinander zugehen. Na, los!

4. Vor einem Jahr, in KONKRET 10/84, war es deutlich, daß der Abschuß der KAL 007 am 1. September 1983 weniger den menschenverachtenden Russen – der Bär mit Schlachtemesser statt der hiesigen Schweinsköpfe mit Petersilie im Maul – zuzuschreiben war, als der Opferbereitschaft der US-amerikanischen Militärstrategen. KONKRET puzzelte das Lügengewebe auf. Mittlerweile sind nur noch Fetzen der einstigen Propagandameldungen übrig. Selbst die »New York Times« schrieb in ihrer Ausgabe vom 3.9.1985: »Die Piloten der koreanischen Boeing wußten, wo sie waren, und sie sind freiwillig in den sowjetischen Luftraum eingedrungen.« Dieses Verdikt basiert auf neuen Erkenntnissen und Enthüllungen, die allerdings hierzulande dann doch besser verschwiegen werden nach all den schnellen Urteilen, die man im Herbst '83 vorzeigte:

Fakt 1: Die US-amerikanische Luftwaffe hat vorsichtshalber schon mal die Bänder vernichtet, auf denen der Flug der Boeing von Alaska bis zum Absturz aufgezeichnet war.

Fakt 2: Das japanische Verteidigungsministerium gab im Mai zu, daß – entgegen der offiziellen Lügen – die Boeing nach ihrem Eindringen in den sowjetischen Luftraum die tollsten Manöver vollführte und doch immer Positionen durchgab, als ob sie nicht in den sowjetischen Luftraum eingedrungen wäre.

Fakt 3: In einem Prozeß, den die Angehörigen der Opfer des Absturzes angestrengt haben, gab am 31. August ein Zeuge, der in der entsprechenden Nacht im Radarkontrollturm von Anchorage (Alaska) weilte, zu, daß die Fluglotsen laut überlegt hätten, ob sie die koreanischen Piloten warnen sollten. Das geschah einige Stunden vor dem Absturz.

5. »Pop rocky«, ein aus der Schweiz kommendes Buntblättchen, das alle 14 Tage vorgibt, mit Sachkenntnis die tollsten Neuheiten der Musikbranche zu präsentieren – zu Produkt Promotion steht in diesem Heft etwas ab Seite 62 – und dann doch immer nur die neuesten Tollheiten verbreitet, konnte auch nicht umhin, die fabelhaft aufwendige Premiere des Otto-Films zu einer feinen PR-Geschichte zu machen. Mit wenigen Wörtern und vielen Bildern. Mittenmang in diesen auch eine Ablichtung des KONKRET-Autors Horst Tomayer mit der sinnigen Bildzeile: »Otto-Fans kamen aus allen Teilen Deutschlands«. Das ist dem Bild und dem Tomayer aber nicht so deutlich anzusehen:

Konkret 10/85, S. 5

an Konkret

TIMBUKTU

KONKRET 9/85: »Hey, ich bin ein Körper« von Till Briegleb

Daß Till Briegleb alles andere als Musikjournalist ist, bewies er in KONKRET. Bei seinem »Artikel« über »Noise Music« handelt es sich doch offensichtlich um die überflüssige Aneinanderreihung möglichst vieler Fremdworte, die ein pubertärer Schreiberling zu beherrschen glaubt, als um den ernsthaften Versuch, ein wenig Licht in das Dunkel der »Kunst-Kacke« zu bringen.

DAVID STEIN

HAMBURG

»Man ... ersetzt den unsinnigen Tod-Ernst der Berufsavantgardisten einfach durch Charme. Wenn man dazu noch aus New York kommt, hat man die allerbesten Chancen, dem Privatissimum zu entkommen.« (T. Briegleb) Oder man schreibt stinklangweilige, wichtigtuerische Musikartikel, tituliert sich flugs »Musikjournalist« und kommt aus Hamburg – dann hat man die allerbesten Chancen, in die KONKRET zu kommen.

Da ich diesen Voraussetzungen nicht widerspreche, biete ich der KONKRET hiermit meine Abhandlung »Über das Geräuschverhalten der Fischer von Timbuktu« zum Abdruck an.

ANDREAS HOMANN

HAMHURG

EMMA

KONKRET 9185: Inserat für den Körner-Verlag, S. 73

Körners Sammelband besteht zum größten Teil aus den pickelig-verquollenen Gewalt- und Selbstbe(mit)leidungsfantasien des »neuen Softies«. Oder vielleicht wäre »neuer Schleimi« eine bessere Bezeichnung. Der eine Ernst Bornemann Beitrag ist wohl als verkaufsförderndes name-dropping zu werten und fällt eher aus dem Rahmen. In der Essenz ist das Bändchen frauenfeindlich.

»Emma« hat eine Anzeige für dieses Buch aus guten Gründen abgelehnt, hat das Buch aber nicht verschwiegen: Im Juniheft 85 findet sich eine seitenlange, fundierte Entgegnung darauf. Davon ist natürlich in der KONKRET-Anzeige nicht die Rede.

Wenn Ihr eine derart tendenzgeladene Anzeige annehmt, die im Klartext eigentlich nur sagt »Wir sind nach »Emmas« Ansicht frauenfeindlich und stolz darauf«, widerspricht das dann nicht Euren Zielen? Kritik an »Emma« ist sicher nichts Negatives, im Gegenteil. Kritik kann sowohl die Kritiker wie die Zeitschrift weiterbringen. Aber das sollte mit offenen Karten erfolgen, man sollte wissen, worum es geht und mit »Emma«-Ablehnung als einzigem Kriterium kann Mann wenig anfangen (bzw. der Mann, dem das ausreicht, der sollte in KONKRET nicht auch noch hofiert werden!).

PETER BÄHR

BERLIN

Die vorliegende Septembernummer ist wieder eine KONKRET, die man am liebsten nicht aus der Hand legen möchte, bevor sie zu Ende gelesen ist. Aber ich schreibe diesen Brief nicht nur, um Euch zu loben, sondern um Euch darauf aufmerksam zu machen, daß ihr diesmal eine Werbeanzeige habt, die überhaupt nicht zu KONKRET paßt. Erstens finde ich es ganz schön unverschämt, wenn sich jemand damit brüstet, daß »Emma« diese Anzeige abgelehnt hat – es zeigt, daß die Person, die die Anzeige gestaltet hat, offenbar überhaupt nicht begriffen hat, um was es geht. Wir Frauen haben wirklich mehr als genug damit zu tun, uns um uns selbst zu kümmern auf dem Weg zu einer Emanzipation, die wenigstens den Grundzügen nach Gleichberechtigung bedeutet.

So anerkennenswert es auch sein mag, wenn sich Männer mit dem ihnen zugedachten und praktizierten Rollenbild in unserer patriarchalischen Gesellschaft auseinandersetzen, so wenig werde ich – und viele andere Frauen auch – mich

bemühen, den Männern mit Verständnis und Liebe den Weg zu ordnen. Ich bekomme meinen Weg auch nicht so vorbereitet.

JUTTA ROCH

FRANKFURT

RASSISMUS

KONKRET 9185: Magazin Seite 10 und 11

Während ihr auf der einen Seite den Rassismus deutscher Blechbläser anprangert, bringt ihr auf der anderen Seite eine übel rassistische Karikatur von motorradfahrenden Chinesen, die ebenso vergnügt wie unfähig durch die Gegend geigen, während lustig einige abgerissene Arme und Beine durch die Gegend fliegen...

Ist das nun eine Form von Bewußtseinsspaltung? Liegt es daran, daß die derzeitige Politik der Volksrepublik China euch nicht genehm ist? Habt ihr ein paar heimliche Rassisten in der Redaktion?

JULIE TRÄNKLE

HANNOVER

ANALYSE

KONKRET 9/85: »Die britische Wende« von Sabena Norton

Was ist denn nun los in Großbritannien? Gibt es keine Widersprüche, keine Hoffnungen mehr in dieser von der Lady Thatcher zweifellos erfolgreich gewendeten Nation?

Die Autorin ignoriert völlig die mühseligen und widersprüchlichen Abwehrkämpfe gegen Thatchers Monetarismuspolitik. Sie haben die große Schlacht verloren, aber das Parteimitglied Scargill und die Bergarbeiter nehmen immer noch aktiv an den Auseinandersetzungen der Labour-Party teil. Das Greater London Council wird von Thatcher aufgelöst, aber dennoch führte Bürgermeister Ken Livingston einen durchaus massenwirksamen Verteidigungskampf sozialistischer Kommunalpolitik an. Der Labour-Vorsitzende Kinnock taktierte auch auf Kosten der Bergarbeiter, gleichwohl ist es ein Unding, Labour mit den gespaltenen rechten Sozialdemokraten der SPD rhetorisch gleichzuschalten. Kleinere Gewerkschaften wie die der Ingenieure haben sich mit der Regierung arrangiert, trotzdem geben die Transportarbeiter, Docker, Eisenbahner und Lehrer keineswegs auf. Und schließlich konnte sich die organisierte britische Friedensbewegung CND einigermaßen erfolgreich in der praktischen und theoretischen Labour-Politik verankern.

Wenn einzig der in Newcastle im feuchten Gras kauernde Jugendliche und statt der mutigen Arbeiter von früher jetzt nur noch ein paar hundert jugendbewegte Naturfreunde zusammen mit der Autorin Norton übriggeblieben sein sollten, dann kann man sich hiermit jede Analyse sparen und sich gleich das Thatcher-Land an den Hut stecken, den man sich aus diesen zwei KONKRET-Seiten geformt hat. Konkret war's eben nicht, KONKRET ist normalerweise besser.

JENS CLAUSEN

SOUTH GLAMORGAN/WALES

VERDUMMUNG

KONKRET 9/85: »Kobel-Bruchpiloten« von Günter Herkel

Was will die Kabel-Lobby? Bis in den privaten Raum, bis in die Intimsphäre hinein sollen die Massen in ihren Denk- und Verhaltensweisen so präpariert werden, wie es das System benötigt – oft scheinbar in unpolitischer Weise: durch Reklame, Unterhaltung, Krimis und Sport. Erst eine genaue Analyse zeigt, daß es vielfach auf Verdummung, auf die Züchtung von Vorurteilen und autoritäre Mentalitätsstrukturen hinausläuft, deren objektive Funktion darin besteht, die Herrschaft des kapitalistischen Systems und der oberen Klassen zu festigen.

Einfacher gesagt: Die Leute in unserem Lande sollen mit Medien – je dümmer, desto besser – förmlich überschwemmt werden. Kabelopfer schreien bekanntlich nicht, höchstens nach noch mehr Bilddroge.

KARL KIRCHNER

WÜRZBURG

UNFUG

KONKRET 9/85: »Die neue Heiterkeit« von Hans Ulrich Reck

Die Analyse der von wem auch immer so genannten »Neuen Heiterkeit« resp. der »Neuen Frankfurter Schule« ist, wie Sie vermutlich selber wissen, natürlich grober journalistischer Unfug; bzw. sie ist das leicht durchschaubare Manöver, im Rahmen und vor dem Hintergrund einer schon und ohnehin bestehenden größeren und eher produktiven Verwirrtheit nochmals begriffliche und andere Verwirrung zu stiften – seitens des Autors wie der Redaktion.

Was z. B. meine Romantrilogie (siehe Artikel-Vorspann) mit einem »Titanic«-Bildblasen-Witz zu tun haben soll, das weiß auch der Weltgeist nicht.

ECKHARD HENSCHEID

FRANKFURT

Auf welchem Schauplatz kämpft ihr eigentlich – geht's in zweiter Linie um Politik, in erster aber darum, wer am glänzendsten mit der Sprache jongliert? Klingen ja echt virtuos diese Intello-Sprachkunststückchen, über einiges muß ich auch wirklich von Herzen grinsen, Hermann L. Gremliza z. B. hört sich über längere Passagen wenigstens nicht ganz wie der abgefahrene Szene-Papst persönlich an, sondern doch glaubhafter.

Aber die »Neue Heiterkeit« zum andern Beispiel, was um Himmels willen steht da drin??? Ich fühle mich echt verarscht, ja?! Entweder hat dieser Text nur den Zweck, eure Seiten zu füllen, oder er hat wirklich eine Aussage, aber warum kann man die dann nicht so verpacken, daß man sie sieht?

Ich bin zwar in der letzten Zeit etwas verblödet mangels »geistiger Arbeit«, aber das behindert mich komischerweise bei einer ganzen Reihe anderer linker Blätter auch nicht. Einige sind dabei, deren aufgemachte Sprache mich schon ankotzt (und die ganze Szene blubbert sie nach...), aber verstehen kann ich das immerhin noch, wenn ich will. Außerdem geht mir das nicht ganz so nah... bei KONKRET ist es aber echt eine Scheiße, finde ich, weil ihr vermutlich mehr Leser damit vergrault als bloß mich, und im Grunde habt ihr doch einen »echt korrekten« Biß !

KARIN SCHNURPFEIL

KÖLN

Mittlerweile geht's an's Gemüt!

Was in der letzten Zeit zu der Frage: »Was darf, kann, soll, muß Satire? – Was nicht?« geschrieben, gesprochen, gedacht oder gesonstwas worden ist, gleicht meiner Ansicht dem großtuerischen Schlackern mit einer leeren Einkaufstüte, ist doch die eigentliche Frage eine ganz andere, ungleich simpler zu stellende: »Was eigentlich ist Satire und was vor allem ist politische Satire?«

Zuvörderst sicherlich erst einmal der intelligent spielerische Umgang mit Sprache, gewitzt-witzige Wort- und Sinnakrobatik – die bunt schillernde, in all ihrer Oberflächlichkeit zum Konsum animierende Einkaufstüte eben. Aber was verbirgt sich hinter dieser ansprechenden Fassade, wie ist der Gebrauchswert des Inhaltes, wie hoch sein Preis, sein Nutzen und der ihm anhängende Schaden?

Widerspiegelt nicht gerade politische Satire die weitverbreitete Hilflosigkeit und selbstgewählte Ohnmacht gegenüber den bechriebenen satirisch verzerrten und überspitzten Sachverhalten und Problemen ebenso, wie Ironie stets den faden Geschmack dumpfen Sich-abfindens mit als unabänderlich hingenommenen Tatsachen und Zuständen impliziert – »Keine neuen Atom-Raketen, bevor die alten nicht verbraucht (meint: zum Einsatz gebracht) worden sind!« ! Der ach soo weise Volksmund wird sich schon was dabei gedacht haben, als er von der »Ironie des Schicksals« zu reden begann.

ULRICH HANEMANN

MARBURG

TAM-TAM

KONKRET 9/85: »Die Regenmacher« von Michael Kunitzsch

Bleibt zu ergänzen, daß sich die Bundesregierung gar nicht erst um spektakuläres Tam-tam zwecks Legitimierung der Erforschung von B-Waffen bemüht. Es wird einfach geforscht. In Verdacht steht seit längerem die »Wehrwissenschaftliche

Dienststelle« der Bundeswehr auf dem traditionsreichen Truppenübungsplatz Munster in der Lüneburger Heide. Wer nur richtig buddelt, findet immer noch Senfgas aus dem 1. Weltkrieg.

Dort wird fleißig an der Schwelle zwischen Impfstoff gegen bekannte und unbekannte Krankheiten und Bakterieller Waffe herumgeforscht. Der fragwürdige Erfolg wird uns noch ungeahnte Möglichkeiten einer Massenvernichtungswaffe eröffnen.

HEINER HOFMANN

BIELEFELD

FREUDE

KONKRET 9/85: »DGB verlor Mitglieder«, Magazin, Seite 15

Über Ihren Artikel, daß der DGB wiederum Mitglieder verloren hat, habe ich mich aufrichtig gefreut: Bis Juni 1977 war ich Mitglied der ÖTV. Da ich arbeitslos bin und sich mir die Möglichkeit bot, mich selbständig zu machen, hatte ich seinerzeit diese zum 1.7.77 gekündigt mit dem Hinweis darauf, daß ich auf das mir zur Verfügung stehende Ladenlokal als Gehbehinderter angewiesen sei.

Nun fällte das OLG Köln das sehr merkwürdige Urteil, das mir die Nutzung dieses Ladenlokals untersagte. Da die Voraussetzung der Kündigung das Nutzungsrecht an diesem Ladenlokal war, war somit auch der Kündigungsgrund entfallen. Demzufolge wollte ich wieder in die ÖTV eintreten, aber jetzt winkte man ab mit dem Hinweis: Man würde keine Arbeitslosen aufnehmen!

HARALD HERKENRATH

KÖLN

WITZE

KONKRET 8/85: »Kongretchen«

Um durch Weitergabe an die Kinder den Fortbestand des abendländisch-männlichen Humanismus zu sichern, der sich in Witzen wie dem in Heft 8 abgedruckten niederschlägt, sollte KONKRET auch das einschlägige Liedgut heranziehen: »Polenmädchen« empfiehlt sich.

URTE GOEBEL-GÜLKE

MARBURG

Ja, ich habe auch solch eine Tante, aber die kommt jetzt nicht mehr. Tante Prallene hat meinem kleinen Bruder Fritz auch immer solche Sachen geschenkt. Dann hab ich aber Tante Prallene mal erzählt, was Onkel Freud schon vor Jahrzehnten über solche Pistolenrohre und Flugzeuge und so gedacht hat. Dann hat Tante Prallene (die olle Jungfer sagt Vati immer) einen ganz roten Kopf gekriegt und jetzt kommt 'se nicht mehr. Mein Bruder Fritz ist ziemlich traurig, weil es eine Schenkaktion der Jungsozialisten für alle Kinder, die nich so'n Schweinkram geschenkt kriegen, noch nicht gibt. Tschüß, ich muß jetzt in den Kindergarten.

Seid mal nicht traurig wg. Langemann.

EUER LEHNCHEN

HAMBURG

GFNITAL

KONKRET 9/85: »Dr. Heiner Gaidsler« – von Hermann L. Gremliza

Was KONKRET in den letzten Monaten an ehrlicher Meinungsmache statt Vielfalt geleistet hat, ist allein schon deshalb bewundernswert, weil sich dergleichen in keinem anderen BRD-Verlautbarungsblättchen findet. Mittlerweile ist mir die hohe Qualität eures Magazins ja schon fast zur unkommentierten Gewohnheit geworden, da schießt seines Zeichens undeutschester Zwangsrepublikaner mit seinem Kommentar zur genitalen Zwangsenteignung den Vogel ab. Wenn sich dieser Artikel nicht auszahlt, was dann?

Merkt ihr's, die Bombe, die in den Machtzentralen jeden erreicht, wird uns übers Bewußtsein gerade erfolgversprechend ins Schamhaar verptlanzt. Sie rüsten (ideologisch) am Genital! Aber Angst sollten wir deshalb nicht bekommen, weil wir im Überleben zäher sind.

KAI STEEN

HAMBURG

BEDUINEN

KONKRET 8/85: »Unschuld und Sühne« von Hermann L. Gremliza

Hier wird einmal ein Gegengewicht zu dem lautstarken Lamentieren gegen den sog. »Terror« gesetzt! Bemerkenswerterweise scheint es in rechtskonservativen Kreisen ähnliche Überlegungen zu geben (freilich aus der Sicht des verlorengehenden Kapitals). So heißt es in den ultrarechten »Vertraulichen Mitteilungen aus Politik und Wirtschaft« (Büsingen, 1.8.85):

»Die große weltpolitische Schulden-Wende kündigt sich momentan von Havanna aus an. In der Sowjetunion wird der Schlendrian über Bord geworfen. Nachdem das Weiße Haus seine Europa-Studie erarbeitet hat, bekommen die Außenminister der Alten Welt das Nervenflattern. Südafrika tritt in eine brisante Situation ein – und im Norden des Schwarzen Erdteils »drängen die Beduinen ans Wasser«, wie ein kluger Journalist dieser Tage schrieb. Über ein Flankenmanöver, das Tripolis und Khartum verbündet, soll das grüne Banner der islamischen Revolution über Kairo wehen. Der radikale Islam ist auf dem Vormarsch und Ghadaffi wird sein Führer sein. Das gesamte Niltal ist aufs höchste alarmiert: Überall bilden sich »Revolutionskomitees« .

Schließlich Lateinamerika: Jahrelang haben uns die Bankiers einreden wollen, alles sei erfolgreich unter Kontrolle gebracht. Genau das Gegenteil ist der Fall. Der Ruf nach einem Schuldnerkartell wird täglich lauter. Das gilt vor allem für die mittel- und südamerikanische Staatengemeinschaft,' deren »Hemdlose« (Descamisados) ihre Fesseln in Höhe von 365 Milliarden Dollar abschütteln wollen. Die Saat, die Fidel Castro heute in Havanna sät, wird eines Tages aufgehen. Die galoppierende Inflation von mehreren hundert Prozent p.a. trägt die besitzlose Masse nicht mehr länger; hier werden die Machthaber Opfer ihres eigenen Wankelmutes werden. Eine Frau wie die verstorbene Evita Peron brächte die Volkssseele als Fernsehsprecherin und Organisatorin des Generalstreiks in wenigen Wochen zum Kochen. Dazu würde schon genügen, daß die »Evita« unserer Tage folgende Zahlen aus einer Untersuchung des Bundesrechnungshofes in Washington unablässig verbreiten würde: 132 IWF-Mitarbeiter beziehen mindestens 92.000 Dollar, umgerechnet 263.000 DM im Jahr. Weitere 322 Mitarbeiter beziehen 70.000 bis 115.000 Dollar. Folgt man den Ermittlungen der Behörde, die von einem Kongreßmitglied in Gang gesetzt und als akkurat bezeichnet worden sind, dann arbeitet mehr als ein Viertel des IWF-Personals für einen Wochenlohn**,** der netto 1.350 Dollar oder 3.850 DM ausmacht. Nicht viel anders ist es bei der Weltbank. Kritisiert werden auch die Nebenleistungen. So stehen den Angestellten für Hauskäufe Darlehen in Höhe von 18 Monatsgehältern zu einem Jahreszins von vier Prozent zur Verfügung. Heimatliche Internatskosten werden zu 80% erstattet. Kinder, die zuhause studieren, erhalten stattliche Zuschüsse und dürfen zweimal im Jahr zu ihren Eltern fliegen usw. Das alles geht nur noch kurze Zeit gut!«

BRIGITTE HAGN

BURGDORF

Konkret 10/85, S. 8

Hermann L. Gremli□ a

Sch□ ar□ & Roth

Strauß wird alt und deppert. Da hat er gerade seinen siebzigsten Geburtstag hinter sich, und schon sticht ihn der Abgeordnete W. Roth (SPD) als Realpolitiker aus. Wie konnte der große Stratege, der doch stets die Politik der Apartheid abgelehnt haben will, sich noch in Treue fest zu Botha bekennen, als das schwäbische Talent schon ausgezogen war, »Südafrika für den Westen zu retten« – ohne Apartheid und mit Reformen?

Hat Strauß nicht mitgekriegt, in wie mächtiger Gesellschaft der Sozialdemokrat sich befindet? Die Chase Manhattan und andere US-Banken haben den Südafrikanern Kredite gekündigt, und weder die Briten noch die Franzosen, ja nicht einmal die Schweizer wollen einspringen; Südafrikas Notenbank-Präsident de Kock blitzte bei seinen westeuropäischen und nordamerikanischen Kollegen ab; Frau Thatcher verfügte, daß neue Kredite nicht in Betracht kämen, Herr Mitterrand, Vizekönig des südlichen Pazifik neuerdings, bellte kräftig und Herr Shultz will seine Regierung »von der Apartheid dissoziieren«, mit der sie also assoziiert ist. Alle finden, daß »aus einer im weitesten Sinne westlichen Sicht« (der Verfasser dankt dem »Tages-Anzeiger« für diese Formulierungshilfe) jetzt etwas geschehen muß.

Es soll nicht bestritten werden, daß Strauß Grund hätte, sich zu wundern. Es kann doch heute nicht unrecht sein, was gestern recht war, nur weil ein paar Nigger Randale machen und, zugegeben, dabei »bisher etwa 680 Schwarze und Mischlinge gestorben sind« (»Neue Zürcher Zeitung«). Gab es etwa die Apartheid noch nicht, als westliche Firmen dort ihre 1 068 Tochtergesellschaften gründeten und allein 1984 rund 16 Milliarden Dollar investierten? Galt nicht allen Männern der Wirtschaft dieser Staat als Oase der Ruhe und Ordnung, als Idealfall einer investitionsfreundlichen Klima-Anlage: keine Gewerkschaften, keine Streiks, keine Anspruchsmentalität; das Proletariat in sogenannten Homelands kaserniert, nur zur Arbeit herausgeführt? Von Gleichmacherei war da wirklich keine Rede: Es gab 4,8 Millionen geborene Eigentümer und Besserverdienende, 3,7 Millionen geborene Dienstleister und 22 Millionen geborene Arbeiter mit und ohne Arbeit. Wer ohne Passierschein sein Reservat verließ, wurde verhaftet und bestraft (1984 waren das 160 000 Schwarze). Eine gewisse Unannehmlichkeit, gewiß – aber dafür ging es ihnen viel, viel besser als ihren Rassegenossen in den befreiten Frontstaaten Mozambique und Angola, beispielsweise.

In diesem Punkt freilich neigten besonders Beobachter aus der BRD zu Fehlschlüssen. Nicht überall wird für ein paar Groschen mehr gekuscht, das Prämiensparen ist im Kral weit weniger bewußtseinsprägend als bei der IG Bergbau. Und so gefiel es den undankbaren Negern immer weniger, auf einer Fläche von 13 Prozent ihres Landes eingesperrt zu werden und die restlichen 87 Prozent nur mit einem Paß betreten zu dürfen und die schönsten Plätze gar nicht. Erfahrungen, die ihre Brüder und Schwestern jenseits des Stacheldrahts im Norden gemacht hatten, gaben ihnen Mut: Sie beschlossen, sich zu wehren.

Denn sie spürten wohl, daß auch die Freunde ihrer Feinde den Spaß am Modell Südafrika zu verlieren begannen – nicht aus neu erwachtem Abscheu vor dem Rassismus, sondern wegen der allzu hohen Folgekosten, die ihre Assoziierung mit der Apartheid in anderen Gegenden verursachte. War es nicht besser, nett zu den Negern zu sein, ihnen die Regierung zu überlassen (und die Herrschaft dem »Weltmarkt«), kurzum: das ganze südliche Afrika in ein Homeland zu verwandeln, ein kontinentales selbstverwaltetes Arbeiterviertel? Die Anwesenheit von leibhaftigen Kolonisten in Polizeistiefeln und mit Peitschen störte diese Vision.

Nun kann man ja die 4,8 Millionen Weißen nicht einfach dort wegholen. So viele Führungspersönlichkeiten könnte im Norden keiner brauchen. Also muß man wenigstens das Erscheinungsbild ändern: die Rassengesetze mildern, die Schwarzen ein bißchen »integrieren«, das heißt: sie nicht immer nur prügeln, sondern auch mal mit ihnen reden. Irgendwelche südafrikanischen Savimbis würden sich wohl auftreiben lassen. (Der Abgeordnete Roth hatte sie schon gefunden, die »verhandlungsbereiten«, »kompromißwilligen«, »gewaltlosen« Führer von Gewerkschaften, an deren Aufbau und Programm der Abgeordnete »verdeckt«, wie er rühmt, mitarbeiten durfte – aber der bornierte Botha habe die »Vernünftigen« alle »abräumen« lassen.) Reform statt »Chaos«, das ist die Parole.

Einen Haken hat die Sache: Sozialdemokraten vergessen gern, daß Reform immer nur die Sozialisierung von Illusionen sein kann. Wie halt die SPD in über hundertjährigem Ringen die Klassengesellschaft »überwunden« hat: Sie besteht unverändert fort, aber die beherrschte Klasse der Tellerwäscher fühlt mit ihren Millionären. An Orten, wo der Bierbauch, den der Prolet in die Neckermann-Sonne hält, den gleichen bleichen Charme ausströmt wie die Champagnerplautze des Juniorchefs, kann die Illusion gelingen. Was aber, wenn die Klassen sich durch die Farbe der Haut auf tausend Meter unterscheiden lassen? Schön ist ein Zylinderhut, wenn man ihn besitzen tut, aber drunter bleibt man Herr Generaldirektor oder der Nigger.

Südafrikanische Zeitungen nennen den Präsidenten des Nachbarlandes Mozambique einen »schwarzen Affen«. Das ist immerhin ehrlicher als die Anzeige in der »Welt«, die anläßlich des Besuchs von SWAPO-Präsident Nujoma erschien und auch vom ehemaligen Mitglied der SPD-Grundwertekommission Gesine Schwan unterzeichnet wurde: »Sehr geehrter Herr Nujoma! Ihnen werden schwere Menschenrechtsverletzungen vorgeworfen... Welche Garantien können Sie geben?... Warum schweigen Sie?« Wenn Frau Schwan Glück hat, fragt Nujoma zurück: Warum halten Sie, die unseren täglichen Mördern und Folterern nie in den Arm gefallen ist, nicht ihre Klappe?

Es wird wohl nichts werden mit dem sozialdemokratischen Traum, den Rassismus zu reformieren und Südafrika doch für den Westen zu retten. Die schwarzen Südafrikaner lassen sich vom Abgeordneten Roth kein Godesberg aufschwatzen und Frau Schwan nicht nach Moral fragen. Sie werden einfach kämpfen, bis kein weißer Richter mehr da ist, der sie einsperren und quälen lassen könnte.

Strauß aber denkt: Wo Rassen zugleich Klassen sind, siegt die Revolution mit dem Stimmzettel. Wer sollte dann noch die Waffen liefern, die Söldner ausbilden, die Überfälle organisieren, die Mozambique, Angola und Simbabwe am Aufbau einer beispielhaften Gesellschaftsordnung hindern? Von Europa oder Nordamerika aus ist das viel schwieriger zu organisieren. Da kommt die Assoziierung mit dem Rassismus immer noch billiger. Also muß Botha hart bleiben und wir müssen ihm dabei helfen. Daß die Chase Manhattan das Risiko scheut und südafrikanische Konzernherren jetzt hinter Bothas Rücken mit den Kommunisten vom ANC verhandeln, beweist nicht, daß unternehmerisches Handeln klug, sondern Angst blöde macht.

Strauß ist zwar alt geworden. Aber nicht deppert.

Konkret 10/85, S. 10

Magazin

Angezeigt

»Du kannst Rosita zur Waise machen, wenn du umblätterst. Wir sind die Contras und brauchen deine Hilfe. Denn seit der Kongreß die direkte Militärhilfe eingestellt hat, suchen wir Gelder von privaten Quellen. Geld für Gewehre. Für Granaten und Minen. Wir haben schon viele Leute getötet. Leute der Volksmiliz, welche eine Regierung unterstützen, die wir nicht mögen. Leute wie Rositas Vater. Wäre es nicht jammerschade, jetzt damit aufzuhören?

Ich möchte helfen. Ich will, daß die von mir finanzierten Waffen ein

Waisenmädchen

einen Waisenknaben schaffen.

Verwendet meine Spende, wo sie am dringendsten gebraucht wird«

(Anzeige aus der Herold Tribune vom 26.8.85)

Maggi-Magie

Frank Wedekind, Lohntexter dichtete 1886 150 Werbesprüche. Einer davon: »Das wissen selbst die Kinderlein:/Mit Würze wird die Suppe fein./ Drum holt das Gretchen munter/ Die Maggi-Flasche runter.« Weil Gretchen mittlerweile wieder Estragon und Vladimir frisch anbaut, powert Maggi, mittlerweile bei Nestlé einsortiert, nun kräftig nach Afrika rein. Auf den öffentlichen Märkten in Senegal, Burkina und der Elfenbeinküste führt jeder Stand mit Gewürzen mittlerweile auch den Maggi-Würfel. In der in Abidjan erscheinenden Tageszeitung »Fraternité Matin« stand zu lesen: »Der Ivorianer gilt als Maggi-besessen. Bis in den abgelegensten Busch hinaus sucht jede Frau mit Maggi den Anschluß an die Moderne.« In der senegalesischen Tageszeitung »Le Soleil« wurde in einem Inserat der Maggi-Würfel als »Befreier der Frau« gepriesen, und in Bobo-Dioulassa (Burkina) hat ein Händler über seinen Stand voller Maggi-Produkte ganz frech gepinselt: »Maggi – die Magie gegen den Hunger«. Ein Entwicklungshelfer berichtet: »Als ich für meinen Urlaub wegfuhr bat mich das ganze Dorf, bei der Rückkehr ja die praktischen Maggi-Würfel auf dem Markt in Dakar nicht zu vergessen. Die Entwicklung beginnt hier mit Maggi. Wer zum Wunderwürfel wechselt, hat die Hemmschwelle gegenüber anderen modernen Produkten überschritten.« Nestlé hat in der Elfenbeinküste eine Maggi-Fabrik errichtet. Beliefert wird von hier der gesamte westafrikanische Raum.

Frauenlos

Drei Milliarden Frauen wer. den nach einer Bevölkerungsprognose der UNO im Jahre 2000 auf der Erde leben, 175 Millionen Frauen mehr als Männer. Eine Frau brachte zwischen 1980 und 1985 im statistischen Durchschnitt in Asien 3,6 und in Lateinamerika 4,1 Kinder zur Welt. Im Jahre 2000 werden es 2,6 bzw. 3,1 Kinder sein. In Afrika geht die Geburtenziffer von heute 6,4 auf 5,6 zurück. Die Gesundheit der Frauen, so die Studie der UNO, wird stark beansprucht, die Lebenserwartung weiter sinken.

Rattenloch

Ein Richter in Los Angeles hat einen Wohnungseigentümer dazu verurteilt, einen Monat in einem Apartment zu leben, das er bisher an eine siebenköpfige Familie vermietet hatte. Strafverschärfend wirkte sich aus, daß das Haus und damit auch das Apartment in einem solch verdreckten Zustand war, daß die Zahl der Ratten größer als die der Menschen war. Der Hauseigentümer hatte sich seit drei Jahren geweigert, das Haus zu reinigen und etwas gegen die Rattenplage zu tun.

Nomaden

Die Sparmaßnahmen der britischen Regierung zeigen bizarre Folgen und treffen besonders die, die sowieso schon am härtesten dran sind: arbeitslose Jugendliche ohne festen Wohnsitz. Seit April dieses Jahres dürfen sie nur noch eine bestimmte Zeit in der gleichen Stadt bleiben, um sich Arbeit zu suchen. In London sind das acht Wochen, in kleineren

Orten, wie etwa den Küstenstädten Margate oder Brighton, nur 14 Tage. Danach müssen sie die Stadt wechseln, wenn sie ihren Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung nicht verlieren wollen. Die Zeit reicht gerade aus, um Bewerbungsschreiben abzuschicken. Thatchers Absicht hinter dieser aufgezwungenen Mobilität: den Jugendlichen scheinbar eine Chance einzuräumen, weil sie so in verschiedenen Städten nach Arbeit suchen müssen und die Hoffnung, daß viele der jungen Leute wieder in die Familien zurückkehren und die Regierung damit Sozialgelder einspart. Aber viele der Betroffenen haben keine Familien mehr oder wollen nicht mit ihren Eltern unter einem Dach leben.

Rekordgewinn

Die Weltbank hat in dem am 30. Juni abgelaufenen Geschäftsjahr einen Rekordgewinn von 1,14 Milliarden Dollar erwirtschaftet. Das gab die Organisation in Washington bekannt. Gleichzeitig nahm in diesem Zeitraum die Summe der Kredite an bedürftige Länder der Dritten Welt erstmals in der 39jährigen Geschichte der Weltbank ab. Sie verringerte sich von 15,5 Milliarden Dollar im Vorjahreszeitraum auf 14,4 Milliarden Dollar.

Horror im Pelz

David Bealey, nobelzobel-lekkerschmecker-schickimicki-Fotograf, den bisher mehr die bestimmten Pelze/der Damen interessierten, hat nun sein gutes Herz für Tiere entdeckt. Bailey, Vegetarier seit seinem zwölften Lebensjahr, hat sich bei Greenpeace eingeklinkt und einen 60-Sekunden-Werbefilm für eine Anti-Pelz-Kampagne fertiggestellt: während einer luxuriös-grotesken Pelzmodenschau rücken die Tiere unter den Pelzen dem Publikum auf denselben. Der Rest ist ungemein blutig und dekorativ zugleich.

Kurze Ausbildung

Der 1. September war in diesem Jahr ein Sonntag, am 2. September, einem Montag, hätte für Stefan Wiechmann die Ausbildung beim Rüstungskonzern Krupp-Atlas beginnen sollen. Am gleichen Tag wurde Wiechmann ohne Angabe von Gründen entlassen. Betriebsintern wurde als Hintergrund der Entlassung die Teilnahme von Stefon Wiechmann an einer Aktion der Sozialistischen Deutschen Arbeiterjugend gegen den Lehrstellenmangel genannt.

Schweden führt

Japan und die USA sind zwar bei der Stückzahl vorn, aber Schweden führt beim Mensch-Roboter-Verhältnis in den Fabrikhallen. Pro 10.000 Arbeiter gibt es dort laut Auskunft der schwedischen Industrial Robot Association 30 Roboter, in Japan sind es 15, in den USA vier.

Post im Glück

Nach den Ergebnissen einer gesamteuropäischen Untersuchung darf vermutet werden, daß die Post vor allem deshalb einen so großen Gewinn aus dem Telefondienst zieht, weil nur in zehn Prozent der Fälle die Teilnehmer auch sofort ins Gespräch kommen. 22 Prozent der Anrufer erhalten die Antwort, daß der Gesuchte nicht erreichbar sei, 20 Prozent müssen sich anhören, daß gerade eine Konferenz stattfinde, 18 Prozent erfahren, daß es Tischzeit sei, bei 15 Prozent der Anwählenden klingelt das Besetztzeichen im Ohr und 7 Prozent erhalten die wahrlich nicht erschöpfende Auskunft, der Gesuchte sei einfach nicht da.

Gläserne Republik

Beim Saufen erfüllen die Bürger der DDR allemal den Plan: Fleißige Sammler haben seit Jahresbeginn mehr als 56,6 Millionen Flaschen und Gläser aus Berliner Haushalten zusammengetragen und bei den entsprechenden Sammelstellen abgeliefert. Das sind zweieinhalb Millionen Stück mehr als geplant.

Erfolge

Die Befreiungsstreitkräfte der SWAPO huben in den ersten sechs Monaten dieses Jahres bei Kämpfen in Namibia 356 Soldaten der südafrikanischen Armee getötet und 367 verwundet. Dies teilte die SWAPO in einem in Launda veröffentlichten Kommuniqué mit. Die SWAPO-Kämpfer zerstörten 52 Militärfahrzeuge, mehrere Militärbasen und Kommunikationseinrichtungen der südafrikanischen Armee.

Gewußt wie

3.170 US-Amerikaner zahlen nach Erkenntnissen des demokratischen Kongreßabgeordneten Jack Bickle praktisch keine Steuern. Allerdings handelt es sich bei diesen Personen um solche, die ein Jahreseinkommen von mehr als einer Million Dollar haben. Die meisten dieser Superreichen machten legal von Steuerermäßigungen Gebrauch und kämen so auf einen Steuersatz, der unter fünf Prozent liegt.

Ach, die armen Konzerne.

Tanken zum Nulltarif empfahl ein findiger Kopf aus dem südschwedischen Ort Växjö den Autofahrern und zog mit dieser Empfehlung ein schwunghaftes Versandgeschäft auf. Seine Kunden erhielten für ihr Geld einen durchaus wirksamen Tip: Automatische Benzinsäulen lassen sich nicht nur mit Banknoten anzapfen sondern auch mit Fotokopien von Banknoten. Die Staatsanwaltschaft, durch eine Anzeige auf Trab gebracht, verzichtet darauf, Anklage zu erheben, weil der Versandhändler zwar eine Anleitung versandt habe wie man Tankautomaten austricksen könne, aber zugleich auch darauf hingewiesen habe, daß diese Methode ungesetzlich sei: »Der Verkauf einer Anleitung zum Begehen krimineller Taten ist an sich nicht kriminell.« An sich.

Umwelt

Regelmäßige »Umwelt-Spots« im Fernsehen zur besseren Aufklärung über Umweltfragen hat der baden-württembergische FDP-Chef Walter Döring von ARD und ZDF gefordert. In Schreiben an die Intendanten schlug er vor, daß alle 14 Tage nach der »Tagesschau« oder nach der »Heute«-Sendung ein Spot ausgestrahlt werden sollte, der interessierten Bürgern aufzeige, wie sie durch praktische Beispiele selbst aktiv an der Pflege der Umwelt teilnehmen können.

Verklungen

Die Staatsanwaltschaft Konstanz hat ein Verfahren wegen Verbreitung nationalsozialistischen »Gedankenguts« eingestellt. Der angezeigte Sachverhalt – es ging um eine Veröffentlichung des Horst-Wessel-Liedes in der Teilauflage eines 1976 herausgebrachten Liederbuches – wurde als verjährt betrachtet.

Proteste gegen IWF

Die Versuche des Internationalen Währungsfonds (IWF), Sierra Leone drastische Preiserhöhungen aufzuzwingen stoßen auf Widerstand. Wie eine Zeitung berichtete sei die Regierung des Landes vom IWF ultimativ aufgefordert worden, die Subvention von Reisimporten einzustellen. Dies bedeute faktisch eine Verdopplung des Preises für das wichtige Grundnahrungsmittel und hätte für die Bevölkerung mörderische Folgen.

Amnestie verlängert

Die Nationalversammlung Nicaraguas hat das Amnestiegesetz für Konterrevolutionäre verlängert, die ihre Waffen niederlegen. Nach einem Beschluß bleibt das Gesetz jetzt bis zum Juli des kommenden Jahres inkraft. Bisher haben von diesem Gesetz 2126 Personen Gebrauch gemacht.

Nachfrage

550 Zuschriften erhielt ein Büro in der britischen Ortschaft Dudley, nachdem es per Inserat die Stelle eines Tee-Serviermädchens feilgeboten hatte. Die Verlosung dauert noch an.

Sonderabteilung

Das Weiße Haus hat eine neue Abteilung im State Departement eröffnet, deren Aufgabe es sein wird, die vom Kongreß bewilligten Gelder für die »humanitäre Hilfe« an die antisandinistischen Gruppen zu verteilen und dabei so zu tun, als sei die jetzt geschaffene Sonderabteilung gleichsam Garant dafür, daß die 27 Millionen Dollar auch ausschließlich »humanitären« Zwecken dienten. Denn äußerst ärgerlich für die Washingtoner Administration war es, als nach der Bewilligung der Gelder einige Contra-Führer sogleich herausposaunt hatten, der Wortlaut des vom Kongreß verabschiedeten Auslandsgesetzes gestatte die Verwendung der Gelder auch für die Anschaffung von Helikoptern und anderen Transportmitteln, die für Sabotage-Unternehmungen gegen die Sandinisten eingesetzt werden könnten. Das soll nun nicht mehr vorkommen. Beste Chancen, die Sonderabteilung zu leiten, hat Otto Reich, der bislang das Büro für Diplomatie in Lateinamerika und im karibischen Becken leitet. Mitbewerber ist C. William Kontos, ehemaliger Direktor der US-Überwachungstruppe auf der Sinai-Halbinsel. Unschwer zu erkennen, daß beide die richtige Qualifikation mitbringen .

Mehr Recht

Die Anerkennung als eigenständige Volksgruppe in der BRD haben die Kurden gefordert. Mit mehr als 300.000 sind sie nach den Türken, Jugoslawen und Italienern viertgrößte Ausländergruppe in der BRD. Dennoch seien sie nicht weiter erduldbaren Diskriminierungen ausgesetzt, heißt es im Schlußkommuniqué einer Tagung kurdischer Lehrer. So müßten kurdische Kinder, die nicht in deutsche Regelklassen kommen, grundsätzlich in rein türkische Klassen. Diejenigen, die nicht Deutsch verstehen und nur ihre Muttersprache sprechen, würden von den zuständigen Behörden mancherorts gar für geistig behindert gehalten und in entsprechende Sonderschulen geschickt.

Bildungsdefizit

Während der US-amerikanische Präsident nun ein Stückchen Darm weniger hat, leiden viele seiner Landsleute an einem viel ärgeren Mangel Wie eine vom Kongreß veröffentlichte Analyse verraten hat, kann jeder fünfte erwachsene US-Bürger nicht einmal die Zeitung lesen. Nach dieser Studie sind 16 Prozent der Weißen, 44 Prozent der Schwarzen und 56 Prozent der spanisch sprechenden Bevölkerung »funktionale Analphabeten«, die lediglich ihre Namen sowie einfache Wörter und Sätze lesen und schreiben können

Herbstmode

Das Konfektionsgeschäft »peek + cloppenburg« hat sich für *die »Neuen* Kostüme & Jacken Herbst 1985« einige besondere Leckerbissen ausgedacht. In einem Farbprospekt, der unter anderem auch der »Zeit« *beilag, ist zu* lesen: »Oversizegeschnittenes-Blazer-Kostüm. Die zweireihige Jacke mit aufgesetzten Taschen. Der Rock mit Seitentaschen und Doppelfalte. Original 'Geißler'«. Und an *anderer* Stelle: »Sportlicher Hosenanzug im Fischgrat-Design mit Überkaro. Der zweireihige Blazer in legerer Weite mit langgezogenem Revers und Brustleistentasche. Die Hose mit Bundfalten und Umschlägen. Aus hochwertiger Woll/ Cashmere-Mischqualität. Original 'Flick akfuell'«. Chic, chic.

Kanonenfutter

Die Gewerkschaftszeitschrift »metall« berichtet im Heft 16/85 über die Aktivitäten der niedersächsischen Wirtschaftsministerin Breuel: »Zur selben Zeit, da bekannt wurde, daß der Prozeß gegen den Rüstungskonzern Rheinmetall wegen illegaler Waffenschiebung nach Südafrika, Argentinien und Saudi-Arabien im Januar endlich beginnt, verkündet Albrechts Wirtschaftsministerin Birgit Breuel ihre Zukunftspläne mit den Rheinmetall-Herren, die nur gegen die ziemlich einmalige Kaution von 22 Millionen Mark auf freiem Fuß sind. 100 Millionen Mark aus Steuergeldern will das Niedersachsenkabinett einer Waffenschmiede zuschießen, zu der Rheinmetall seinen 50 Quadratkilometer großen Schießplatz in der Lüneburger Heide ausbauen will. Selbst die rüstungsfreudige 'Welt am Sonntag' wunderte sich über die Höhe der Zugabe: 'Gemessen am Rheinmetall-Grundkapital von 13 Millionen Mark eine beachtliche Summe.' Das Ganze soll 200 Arbeitnehmern neue Arbeitsplätze bringen – sie könnten ebensogut von den Zinsen der halben Million leben, die auf jeden Arbeitsplatz entfällt.«

Herdwärts

Der Rückgang der Studienanfängerzahlen in der BRD kam früher als vermutet. Zwar kletterte im vergangenen Studienjahr die Gesamtzahl der Studenten um 3,2 Prozent auf die Rekordmarke von 1,31 Millionen, doch fanden fünf Prozent weniger Anfänger als im Vorjahr den Weg in die Hochschulen. Eine ganz neue Umfrage des in Hannover ansässigen Hochschul-Informations-System (HIS) belegt, daß Jugendliche, deren Eltern nicht studiert haben, eher auf ein Studium verzichten als Kinder aus Akademikerfamilien und daß besonders die Mädchen aus Nicht-Akademiker-Familien auf ein Studium verzichten und nach Ausbildungs-Alternativen, die ja auch nicht gerade reichlich sind, suchen. Während von 1976 bis 1983 die »Brutto-Studierquote« bei den Männern von 82 auf 76 Prozent fiel, sank sie bei den Frauen von 77 auf 62 Prozent.

Mit Gift

Die Truppen des salvadorianischen Regimes haben giftige Chemikalien gegen die Bevölkerung eingesetzt, berichtet Radio Venceremos, der Sender der Befreiungsbewegung FMLN. Nach bisher vorliegenden Informationen seien dadurch eine Frau getötet und zahlreiche weitere Menschen gesundheitlich schwer geschädigt worden. Wie der Sender mitteilte, erfolgte der Gifteinsatz am 17. Juli in den Kreisen La Joya, Mozote und El Rincon (Provinz Morazan).

Hinrichten

Die Zahl der Hinrichtungen in den USA ist 1984 stark angestiegen. Nach einer Statistik des US-Justizministeriums wurden in diesem Jahr 21 Menschen exekutiert – alle in den Südstaaten. Zwischen dem Jahr 1976, als das oberste Gericht die Vollstreckung von Todesurteilen wieder zuließ, und dem Jahr 1983 waren es elf gewesen. Die Zahl der in den Todeszellen Sitzenden erreichte 1984 mit 1.405 Rekordhöhe. Experten erwarten eine weitere starke Zunehme der Hinrichtungen.

Radioaktivität satt

Alles deutet darauf hin, daß die Bundesdeutschen schon bald radioaktiv bestrahlte Lebensmittel in sich hineinfuttern werden. Den Befürwortern der Lebensmittelbestrahlung geht es dabei um die längere Haltbarmachung der Lebensmittel Die Gammastrahlen aus den radioaktiven Stoffen Kobalt-60 und Cäsium-137 lassen sich gegen Fäulnis- und sonstige Bakterien einsetzen, sie hindern Kartoffeln am Keimen und töten die Salmonellen im Geflügelfleisch .

Die radioaktiven Stoffe sind Abfallprodukte aus Atomkraftwerken. Der Prozeß der Bestrahlung zur Frischhaltung von Lebensmitteln »belastet« – nach Auskunft der Deutschen Gesellschaft für Wiederaufbereitung – »nicht die Umwelt, erfordert einen geringen Energieeinsatz und hinterläßt keine Rückstände in den behandelten Produkten.« Wie praktisch.

Auschwitzlüge

Das von rechtsradikalen Kreisen unterhaltene »Institute für Historical Review« in Torrance (USA) bot 50.000 Dollar für den Nachweis an, »daß in Auschwitz Juden in Gaskammern getötet wurden«. Der Kaufmann Melvin Mermelstein nahm das Angebot an und erklärte an Eides Statt, er habe gesehen, »wie seine Mutter und seine Schwester 1944 in die Gaskammern von Auschwitz getrieben« worden seien. Zum Beweis legte er eine Reihe von Dokumenten vor und forderte die als Propaganda gedachte Prämie. Als das Institut die Auszahlung verweigerte, reichte er Klage ein um andere Verfechter der These von der Auschwitzlüge mit Hilfe dieses Urteils zu widerlegen. Mermelstein forderte ein Schmerzensgeld von 17 Millionen Dollar für seine erlittenen seelischen Qualen; im Vergleichsverfahren wurde das Institut zur Zahlung von 90.000 Dollar verurteilt.

Konkret 10/85, S. 16

Günter Amendt

Studenten-Sexualität heute

Über Veränderungen des Sexualverhaltens wird neuerdings wieder viel spekuliert. Was sich in den zurückliegenden zwei Jahrzehnten wirklich geändert hat, beschreibt die hier vorgestellte Untersuchung von Ulrich Clement

Es ist alles vorüber, es ist alles vorbei. Die ganze schöne 'sexuelle Liberalisierung' ist futsch. Nicht erst seit der Diskussion über A.I.D.S. und seine möglichen Folgen für unser aller Sexualleben sind solche Abgesänge überall zu hören und nachzulesen. Es gibt in der Tat keinen Grund, in euphorische Zustände zu verfallen, wenn man sich die Bilanz der »sexuellen Liberalisierung« vornimmt. Ob es allerdings Gründe gibt, gleich in tiefe Resignation zu versinken, soll hier anhand einer empirischen Untersuchung über das Sexualleben von Studenten erörtert werden.

Nun ist der Aussagewert von empirischen Untersuchungen wahrlich umstritten. Auch haben Zweifel an deren Repräsentativität gerade in jüngster Zeit' an Gewicht gewonnen, wo sich politischer Widerstand gegen jedwedes Ausfragen zu formieren beginnt. Andererseits können sich die Empiriker darauf berufen, daß sie nicht nur Archivare des Sexuellen sind, sondern mit ihren Untersuchungen auch sexualpolitische Reformen begünstigt haben. So haben beispielsweise empirische Daten bei der Reform des Paragraphen 175 Ende der 60er Jahre eine erhebliche Rolle gespielt. Auch die Änderungen der Pornographiegesetzgebung und die Revision des Kuppeleiparagraphen wären ohne das Datenmaterial der Empiriker kaum durchsetzbar gewesen. So viel ist sicher: Gesetzgebungsverfahren sind leichter einzuleiten und Bürokratien müheloser zu bewegen, wenn man sie mit Daten füttert.

Die empirische Sexualforschung kann also ein Hilfsmittel sein, das zwar nichts beweist, zum Gegenbeweis aber oft taugt, wenn Spekulanten bei der Verteidigung des bestehenden Falschen und Schlechten allzu frech auftrumpfen. Mancher Negativbilanz der sexuellen Entwicklung ist zudem viel Biographisches untergeschoben. Man darf nicht übersehen, daß die Protagonisten der »sexuellen Revolution« in den 60er Jahren nicht selten identisch sind mit den kulturpessimistischen Kritikern von heute. Da werden auch altersbedingte Krisen oft leichtfertig verallgemeinert, denn es gehörte schon immer zu den Sünden des Kleinbürgers, wenn er keinen mehr hoch bekommt, die Hoch-Zeit auch für alle anderen abzusagen. Schon der Streit um den Begriff der »sexuellen Revolution«, die Anfang der 70er Jahre für kurze Zeit auf der Tagesordnung stand, ist da aufschlußreich. Strittig ist, was damit eigentlich gemeint war: Revolution *durch* Sexualität, Revolution mit *Hilfe von* Sexualität, oder die Veränderung des Sexuellen *als Folge* einer Revolution? Ein unergiebiger Streit, wenn man sich auch nur für einen Augenblick in Erinnerung ruft, was damals in der 'antiautoritären Studentenbewegung', von der der Ruf nach »sexueller Revolution« ausging, alles zusammenfloß. Beatniks und Happening-Artisten, Provos und Anarchos, Marxisten und Marxologen, Überbauspezialisten und Basisaktivisten, zwischen politischem Ernst und lockerem Maulheldentum war so ziemlich alles versammelt, was dem Sexuellen den Mantel des Subversiven umzuhängen gedachte.

Enttäuschung oder Gelassenheit über die Entwicklung hängen also von Erwartungen ab und die wiederum von der Fähigkeit, den Lauf der Geschichte einschließlich ihrer Zeitperspektive richtig zu analysieren und einzuordnen. Es ist der Unterschied von Voluntarismus und Geschichts-Bewußtsein .

Die Untersuchung des Hamburger Sexualwissenschaftlers Ulrich Clement, jetzt erstmals hier in KONKRET publiziert, vergleicht zwischen den Jahren 1966 und 1981 einen Entwicklungszeitraum, der, wie Clement selbst sagt, in seiner sexualwissenschaftlichen Bedeutung untypisch ist. In geradezu atemberaubend kurzer Zeit lösten sich traditionelle sexualmoralische Vorstellung auf und veränderten nicht nur das Sexualverhalten, sondern auch bis dahin geltende Vorstellungen von Ehe und Familie.

In der Folge dieser Veränderung wurde das gesamte öffentliche Leben sexualisiert. Die Scham- und Peinlichkeitsgrenze verschob sich, Ekelschranken fielen und das Nacktheitstabu ist im Schwinden. Die Werbung wie auch die Massenmedien vereinnahmten sexuelle Stimuli für ihre Verkaufszwecke. Das Sexuelle wurde nicht nur öffentlich darstellbar, es wurde auch aussprechbar und bereicherte das lexikalische Wissen der Bevölkerung um ein umfangreiches Vokabular.

Auch der sexualwissenschaftliche Diskurs blühte auf, Sexualerziehung wurde gar in Richtlinien verpackt. Um das Sexuelle gruppierten sich Emanzipationsbewegungen von Schwulen, Lesben und Pädos, auch die Diskussionen der Frauenbewegung kreisten beharrlich ums Thema. Schließlich wurde das Sexuelle auf seinem Weg von der Sexfront in die Heimwerkernische domestiziert, privatisiert und entpolitisiert.

Im Rückblick will das Sexualleben von damals manchmal wie die Jagd auf eine Wildkatze erscheinen, während wir uns heute eher ein Haustier halten, das wir nicht nur füttern, sondern im Zeichen der Therapisierung von allem und jedem auch noch bereden und bequatschen. Es waren bewegte Jahre, auf die arbeitsreiche Jahre folgen werden. Die teilweise enormen Schritte in der sexuellen Entwicklung müssen erst einmal individuell verkraftet und gesellschaftlich verarbeitet werden. Dabei gerät man leicht in Gefahr, die in dieser Phase zwangsläufige Verlangsamung der Entwicklung als Stillstand oder gar Rückschritt zu interpretieren.

*

Die von Ulrich Clement befragten Studenten haben den Wandel der Norm- und Wertvorstellungen als Kinder oder Jugendliche erlebt. Clements Studie legt aber nicht nur eine Statistik über die Folgen dieser Einstellungs- und Verhaltensänderungen vor, sie bietet auch die für die bundesdeutsche Sexualforschung einmalige Gelegenheit, die gleiche Bevölkerungsgruppe nach 15 Jahren erneut zu besichtigen. Hans Gieses und Gunter Schmidts Studenten-Sexualitäts-Untersuchung von 1966 stützte sich auf die Angaben von 3.666 Studenten, die Nachfolge- und Vergleichsuntersuchung von Ulrich Clement erfaßte 1.922 Studenten. Insgesamt also gaben rund 5.600 Studenten Antworten auf die Fragen der Sexualforscher.

Verändert hat sich der Frauenanteil der Stichprobe. Er ist von 23 Prozent auf 42 Prozent gestiegen, was dem bis 1981 gültigen Anstieg von Frauen in den Universitäten entspricht, ein Anstieg, der nach neuesten Statistiken sich bereits wieder in einen Abstieg umgekehrt hat.

Auch das Alter der Studenten liegt in Clements Untersuchung um rund eineinhalb Jahre höher. Der Anteil verheirateter Studenten in der Stichprobe ist angestiegen, er hat sich bei Frauen sogar glatt verdoppelt.

Unter den vielen sozialstatistischen Daten, die Clement erhoben hat, ragt eine deutliche Veränderung heraus, die das Sexualverhalten nicht unwesentlich beeinflußt. Die Wohnsituation der Studenten hat sich drastisch verändert. Mitte der 60er Jahre lebten noch über 70 Prozent aller Studenten kontrolliert und abhängig bei ihren Eltern oder in Untermiete. Heute leben etwa zwei Drittel in eigenen Wohnungen, gemeinsam – verheiratet oder unverheiratet – mit ihren Partnern oder aber in Wohngemeinschaften bzw. alleine.

Bleibt die Frage, warum ausgerechnet Studenten? Was ist an deren Sexualverhalten Besonderes? Es lag zunächst einfach nahe, nachdem in den 70er Jahren auch andere soziale Gruppen von den Sexualwissenschaftlern unter die Lupe genommen worden waren, sich erneut die Giese-und-Schmidt-Untersuchung vorzunehmen und mit dem Verhalten und den Einstellungen heutiger Studenten zu vergleichen.

Clement begründet sein Interesse an Studenten darüber hinaus mit einer sozialwissenschaftlichen Annahme, die zum Zeitpunkt seiner Erhebung gerade noch Gültigkeit gehabt haben mag, heute jedoch bezweifelt werden darf. In diesem Jahrhundert seien die Mittelschichten, denen Studenten soziologisch zuzurechnen sind, in den westlichen Industrienationen so etwas wie Pioniere der sexuellen Entwicklung gewesen. Der Trend, auch international, läuft aber heute eher auf eine Nivellierung des Sexualverhaltens hinaus. Sozialer Hintergrund und selbst religiöse Einstellungen verlieren an Gewicht und ebnen die klassen- und schichtenspezifischen Unterschiede im Sexualverhalten immer mehr ein. Damit verliert Clements Untersuchung nicht an Aussagewert, im Gegenteil, sie erweitert tendenziell ihre Gültigkeit auch für andere soziale Gruppen von Gleichaltrigen.

Die Zahl der Verweigerer, die aus Desinteresse, Nachlässigkeit, Angst oder aus politischer Überzeugung Intimdaten an einen anonymen Fragesteller nicht weitergeben, ist bei derartigen Befragungen immer aufschlußreich.

Der Rücklauf war diesmal erheblich geringer als bei der 66er Untersuchung. Über die Gründe kann man nur spekulieren, der Verdacht, daß Clement in die allgemeine Skepsis gegenüber Datensammlungen jeder Art geriet, ist nicht von der Hand zu weisen.

Umgekehrt stellt sich dann aber die Frage, ob es im Unterschied zu 1966 erkennbare Merkmale gibt, die Rückschlüsse auf den Typ des Studenten bzw. der Studentin erlauben, die bereitwillig und geduldig die fast 200 Fragen beantwortet haben.

Clement hat diesen Unterschied herausgearbeitet und dabei auch etwas über den Stellenwert von sexualwissenschaftlichen Untersuchungen im Wandel der Zeit erfahren.

Mitte der 60er Jahre, wo die moralischen Standards bereits schwer im Rutschen waren, haben vor allem diejenigen den Fragebogen zurückgeschickt, die besonders masturbationsaktiv waren. In der Beantwortung eines Fragebogens, der gespickt war mit 'geilen Fragen', lag auch ein Stück befreiender Provokation. Heute interessieren sich vor allem die für derartigen »Schweinkram«, die sich angesprochen weil betroffen fühlen. Das ist besonders im männlichen Teil der Stichprobe zu erkennen. Je weniger Geschlechtsverkehr desto größer die Bereitschaft, auf Clements Fragen zu antworten.

*

Wie treiben sie es nun, die Studenten, an und für sich? Von den männlichen Befragten hatten zum Zeitpunkt der Befragung 92 Prozent von den weiblichen 74 Prozent Masturbationserfahrung. Das heißt, sie hatten bis dahin mindestens einmal irgendwann in ihrem Leben onaniert.

Damit ist nichts gesagt über ihre Praxis zum Erhebungszeitpunkt. Doch auch danach hatte Clement gefragt. Die Zahl derer, die in den zwölf Monaten unmittelbar vor der Befragung mehr oder weniger häufig onanierten, bewegt sich in den gleichen Größenordnungen.

Viele, bei den Jungen 22 Prozent, bei den Mädchen 33 Prozent, hatten bereits vor Pubertätsbeginn einschlägige Erfahrungen. Wer einmal damit angefangen hat, will es danach nicht mehr lassen. Selbstbefriedigung ist nicht eine vorübergehende pubertätsbedingte Form sexuellen Verhaltens, wie das oft von verkappten Verbotserziehern verkündet wird, die sich nur aufgeklärt geben, weil sie sich der Macht des Faktischen beugen müssen, um dann auf Umwegen ihre Vorbehalte und Verbote wieder einzubringen.

Statistisch steigt die Kurve der Masturbationserfahrenen stetig an. Im Alter von 18 Jahren erreicht sie bei Männern ihren Höhepunkt, d. h. spätestens dann wissen 90 Prozent aller Jungen, die überhaupt onanieren, aus eigener Erfahrung, was Onanie ist. Bei Frauen erreicht diese Kurve erst mit 24-25 Jahren ihren Höchststand.

Auch die Häufigkeit der Selbstbefriedigung steigt von der Pubertät über die Jugendzeit bis zum 18. Lebensjahr bei Jungen kontinuierlich an. Für die, die es genau wissen wollen: Ein Achtzehnjähriger onaniert dann durchschnittlich 11,1 mal pro Monat. Statistisch. Danach nimmt die Häufigkeit in einer langsam fallenden Kurve ab, ein Verlauf, wie man aus anderen sexualwissenschaftlichen Untersuchungen weiß, der sich über ein ganzes Männerleben erstreckt.

Bei Frauen bleibt die Häufigkeit in allen von Clement untersuchten Altersstufen konstant und schwankt geringfügig zwischen 2,7 und 3,8 mal pro Monat. Rein statistisch.

Solche Mittelwertberechnungen beantworten noch nicht die Frage, warum sich die einen mehr und die anderen weniger den Wonnen der Selbstbefriedigung hingeben bzw. welche Faktoren dieses Mehr oder Weniger beeinflussen. Welche Rolle spielt das Elternhaus? Wie weit reicht die schützende Hand der Kirche? Gibt es gar einen Zusammenhang zwischen politischer Einstellung und Masturbationsverhalten?

Die soziale Herkunft, von Clement an der Schulbildung der Eltern und dem Beruf des Vaters gemessen, ist ohne Einfluß.

Auch wenn religiöse Bindungen und Überzeugungen immer mehr an verhaltenssteuernder Bedeutung verlieren, das Masturbationsverhalten beeinflussen sie nach wie vor. Von den religiös überzeugten Männern masturbieren 83 Prozent, von denen ohne religiöse Bindungen dagegen 92 Prozent. Bei Frauen ist der Unterschied noch größer. Nur etwas mehr als die Hälfte der religiös beeinflußten Frauen onaniert, während 84 Prozent der Frauen, denen Religion gleichgültig ist, die Selbstbefriedigung etwas bedeutet.

Der Beginn der Onanie wird deutlich von religiösen Überzeugungen beeinflußt. Kirchgänger beginnen später mit der Selbstbefriedigung.

Die politische Einstellung wirkt sich ebenfalls auf das Masturbationsverhalten aus: Unter den konservativen finden sich deutlich weniger masturbationsaktive als unter den politisch linksstehenden Studenten und Studentinnen. Der vergleichende Rückblick auf die Studenten-Sexualitäts-Untersuchung von 1966 bietet bei den Männern wenig Überraschendes. Schon damals war auf der Verhaltensebene keine Bastion mehr zu überrennen. Jeder tat, was er tun mußte, auch wenn noch alle möglichen Gerüchte und Horrorbilder über die Schädlichkeit der Onanie im Umlauf und wohl auch in den Hirnwindungen manches Masturbanden waren.

Heute haben 92 Prozent aller Studenten bis zum 20. Lebensjahr Onanieerfahrung, damals waren es 89 Prozent.

Anders bei den Frauen. Noch in den 60er Jahren hatte weit über die Hälfte aller befragten Studentinnen keine Erfahrung mit der Selbstbefriedigung. Eine saftige Zuwachsrate war, von heute aus gesehen, zu erwarten. Die Steigerung um 30 Prozent – von 42 Prozent 1966 auf 73 Prozent 1981 – ist dann doch überraschend. Dadurch hat sich auch der Geschlechterunterschied halbiert.

Bei beiden Geschlechtern hat auch die Masturbationshäufigkeit zugenommen. Auch der Zeitpunkt der ersten Onanie hat sich bei Jungen um ein gutes halbes Jahr vorverlegt, bei den Mädchen sogar um mehr als eineinhalb nicht minder gute Jahre.

Clements Masturbationsergebnisse aufs Knappste gebracht: Immer mehr Studenten, Frauen wie Männer, onanieren immer früher und immer häufiger. Sexualwissenschaftler gehen davon aus, daß bei Männern Masturbation und Orgasmus fast immer identisch sind. Davon kann man bei Frauen nicht ausgehen. Es onanieren im Vergleich zu den Männern nicht nur weniger Frauen, von denen, die onanieren, kommen auch weniger zum Orgasmus. Aber auch da hat sich von damals zu heute einiges geändert.

Über drei Viertel der Onaktivistinnen berichten, daß sie überwiegend oder fast immer zum Orgasmus kommen, 11 Prozent hatten nie einen. Noch 1966 waren es mit 21 Prozent doppelt so viele, die beim Onanieren nicht zum Höhepunkt kamen.

Clement geht nicht der Frage nach, es würde den Rahmen seiner Arbeit auch sprengen, welche gesellschaftlichen, biologischen oder kulturellen Ursachen für diesen enormen Anstieg innerhalb so kurzer Zeit verantwortlich sein könnten. Das muß zwangsläufig auch in der Schwebe bleiben, weil ein direkter Zusammenhang beispielsweise zwischen Berufsrolle und Sexualverhalten, Frauenbewegung und Sexualverhalten, Aufklärung und Sexualverhalten mit den Mitteln seiner Untersuchung nicht meßbar und damit nicht herstellbar ist.

Es sollte genügen, ohne damit einen wissenschaftlichen Beweis führen zu wollen, festzustellen, daß in einer Zeit, in der Frauen selbst über weibliche Sexualität öffentlich zu sprechen begannen, auch das Sexualverhalten von Frauen sich änderte.

Die Folgen dieses Anstiegs – immer mehr Frauen onanieren immer früher und immer häufiger und kommen dabei immer öfter zu einem Orgasmus – sind nicht nur statistisch meßbar, sie lassen auch eine deutliche Veränderung sexuellen Erlebens erkennen. Zum Zeitpunkt der Giese/Schmidt Untersuchung hatten nur 44 Prozent aller Frauen ihre erste Masturbationserfahrung vor dem ersten heterosexuellen Geschlechtsverkehr. Bei Clement sind es bereits 66 Prozent.

Die Selbstbefriedigung hat jedoch in der sexuellen Sozialisation von Frauen mehr als nur einen anderen Stellenwert erhalten.

Alfred C. Kinseys Aufsehen erregende Befragungsergebnisse haben zu Beginn der 60er Jahre nicht nur die Vielfalt sexuellen Verhaltens erstmals als statistisch erhobene Tatsachen öffentlich gemacht, sie enthüllten auch Defizite, über deren Existenz in einer Zeit mächtiger Sexualtabus nicht geredet wurde. Frauen, jahrzehntelang verheiratet, sexuell 'aktiv', Mütter von zig Kindern, die nie in ihrem Leben einen Orgasmus hatten. Und das keine Einzelfälle sondern ein massenhaftes Phänomen. Die Orgasmusfähigkeit bzw. Unfähigkeit der Frau kam ins Gerede und weckte bei vielen Männern den Ehrgeiz, Frauen zum Orgasmus zu 'verhelfen'. Männer eigneten sich dabei das Definitionsmonopol an, indem sie Erregungszustände von Frauen beim Geschlechtsverkehr als Orgasmus (oder nicht) sich zu bestimmen anmaßten. Mehr als die Hälfte aller Studentinnen hatte noch 1966 dem aus eigener Erfahrung nichts entgegenzusetzen.

Clements Ergebnisse belegen, daß heute zwei Drittel aller Studentinnen 'vorbereitet' sind, wenn sie ihren ersten Koitus erleben. Immer mehr Frauen sind heute selbst bereits vor dem ersten Geschlechtsverkehr in der Lage zu definieren, was ein Orgasmus ist.

Auch über die psychosexuelle Verarbeitung der Selbstbefriedigung gibt Clements Untersuchung indirekt Auskunft, wobei die Unterschiede zwischen Frauen und Männern auffallen. Wenn man nämlich Selbstbefriedigung nicht nur als einsames Vergnügen statistisch erfaßt, sondern sie in einen Zusammenhang stellt mit dem Koitusverhalten, dann wird der emotionelle Stellenwert dieser Variante sexueller Befriedigung deutlich. Frauen masturbieren unabhängig von ihrem Koitusverhalten.

Anders die Männer. Ob sie onanieren oder nicht, und wie oft sie onanieren, hängt von der Koitusaktivität ab. Je mehr Geschlechtsverkehr desto weniger Onanie. Daraus kann man schließen, daß Frauen in der Selbstbefriedigung eine eigenständige Form sexuellen Erlebens sehen, während für Männer die Masturbation eine Form der Ersatzbefriedigung ist. Für die meisten jedenfalls.

Auch der coitus academicus hat sich in den fünfzehn Jahren, die zwischen den beiden Untersuchungen liegen, rasant entwickelt. Von den Befragten der Clement-Untersuchung hatten 91 Prozent der Frauen und 86 Prozent der Männer Koituserfahrung. Das sind deutlich mehr als 1966, wo nur 66 Prozent der Männer und 56 Prozent der Frauen zum Zeitpunkt der Befragung koituserfahren waren. Damals allerdings waren die Männer den Frauen noch voraus. Dieses Verhältnis hat sich umgekehrt. Die Veränderungen bei den Frauen – fast identisch mit dem Masturbationsverhalten – ist bei einer Differenz von 35 Prozent entsprechend größer als bei den Männern mit 21 Prozent. Das Geschlechtsverhältnis ist gekippt, eine Entwicklung, die auf fast alle von Clement über das Koitusverhalten erhobenen Daten zutrifft. Vor dem 15. Lebensjahr ist die Zahl der koituserfahrenen Studentinnen und Studenten noch gering. Nur 3 Prozent der Frauen bzw. 2 Prozent der Männer hatten bis dahin Geschlechtsverkehr. In den darauffolgenden sechs Jahren steigt die Kurve steil an. Bis zum 20. Lebensjahr hatten 80 Prozent der Studentinnen und 67 Prozent der Studenten wenigstens einmal heterosexuellen Geschlechtsverkehr. Statistisch genau bis aufs Komma hält Clement das Halbzeitergebnis fest. Genau die Hälfte aller Frauen hatte im Alter von 17,4 Jahren den ersten Geschlechtsverkehr hinter sich, während die Hälfte der Männer erst mit 18.4 Jahren wenigstens einmal Geschlechtsverkehr hatte. Frauen sind in der Jugendzeit nicht nur koituserfahrener sondern auch koitusaktiver als Männer. Auch wenn man die Stichprobe in Altersgruppen unterteilt, bleibt dieser Aktivitätsvorsprung der Frauen erhalten.

Ob sie nun in der Stadt groß geworden sind, oder ob sie vom Lande kommen, ist unerheblich wie auch die soziale Herkunft.

Dagegen wirkt sich, wie bei der Onanie auch, die religiöse Überzeugung und der Kirchenbesuch stark aus. Zwar lassen sich auch Kirchgänger vom Geschlechtsverkehr nicht abhalten, doch sind sie durchschnittlich um ein Viertel weniger aktiv als die Vergleichsgruppe derer, die mit Religion nichts im Sinn hat.

Die politische Einstellung macht sich nur bei Studentinnen, die sich selbst als links einstufen, bemerkbar. Sie sind aktiver als ihre konservativen Kommilitoninnen. Bei Männern bleibt die politische Einstellung ohne Einfluß auf das Koitusverhalten. Anders als bei der Masturbation wirken auf den *Beginn* der Koituserfahrung sich sämtliche von Clement erhobenen soziodemographischen Merkmale aus.

Die Herkunft – sozial wie geographisch – beeinflußt diesen Zeitpunkt bei den Frauen allerdings nur geringfügig. Das Mädchen vom Lande hat seinen ersten Geschlechtsverkehr etwas später als die Frau aus der Stadt.

Töchter aus Familien mit geringer Schulbildung machen ihre Koituserfahrung früher als Mädchen aus Akademikerfamilien, Arbeitersöhne früher als Akademikersöhne.

Für beide Geschlechter gilt: Religion und Kirche verzögern die Aufnahme des Geschlechtsverkehrs. Der Zeitpunkt des ersten Koitus hängt auch davon ab, ob ein Mädchen bzw. ein Junge in Koedukation oder in einer schulischen Monokultur aufwächst.

Schließlich auch hier wieder die Frage: Warum machen es die einen und die anderen nicht? Als Motiv für den ersten Koitus gaben 44 Prozent der Männer und 52 Prozent der Frauen eine 'Liebesbeziehung' an. Ein Viertel der Frauen tut's aus 'Neugierde'. Männer scheinen weniger neugierig zu sein, dafür werden sie häufiger vom 'Trieb' in den ersten Geschlechtsverkehr geleitet.

Die – bisher – koitusunerfahrenen Studenten und Studentinnen gaben ziemlich unisono eine simple Erklärung für ihre Abstinenz. Es fehlte bei rund der Hälfte an geeigneten Partnern. Moralische Bedenken äußerten 16 Prozent der Männer und 9 Prozent der Frauen. Und auch das gibt es: 19 Prozent der Frauen und 14 Prozent der Männer zeigten schlicht und einfach 'kein Interesse' am Geschlechtsverkehr. Nicht zu erfahren war, ob ihr Interesse am Studium entsprechend höher ist. Der Vergleich beider Untersuchungen fördert einige drastische Veränderungen zutage, als deren wichtigstes Merkmal das bereits erwähnte »Umkippen« des Geschlechtsverhältnisses herausragt. Bei Jungen und Mädchen findet der erste Geschlechtsverkehr heute früher statt als 1966. Bei Mädchen wiederum früher als bei Jungen. Auch die Häufigkeit des Koitus hat bei beiden Geschlechtern zugenommen. Mit 18 Jahren haben Studenten mindestens sechsmal im Monat Geschlechtsverkehr. Mädchen mehr als Jungen.

Dieses »Umkippen« kann allerdings die Sexualwissenschaftler nicht überraschen. Ich selbst habe diesen Vorgang bereits Anfang der 70er Jahre in einer Untersuchung über das Sexualverhalten von Jugendlichen in der Drogensubkultur registrieren können. Mitte der 70er Jahre wurde das Ergebnis in einer Untersuchung von Karin Schoof-Tams über Jugendsexualität in der Vorpubertät bestätigt. Nun zeigt Clements Untersuchung, daß diese Umkehrung des Geschlechterverhältnisses auch auf die studentische Bevölkerung zutrifft.

Auch die Zahl der Koituspartner von Studenten hat, über die Jahre verteilt, zugenommen. Zu beiden Untersuchungszeitpunkten war jedoch Koituserfahrung mit nur einem Partner im Jahr vor der Befragung der Regelfall.

Eine bemerkenswerte Ausnahme vom Trend machen jedoch die verheirateten Studenten und Studentinnen. Sie haben in Clements Stichprobe weniger Koitus als Verheiratete in der Untersuchung von Giese und Schmidt. Besonders Frauen praktizieren nur noch halb so oft den Geschlechtsverkehr.

Insgesamt erleben alle Frauen zum Zeitpunkt von Clements Untersuchung etwas seltener einen Orgasmus als 1966. Hier wiederum besonders verheiratete Frauen.

Kaum verändert hat sich ein Spezifikum männlichen Sexualverhaltens. In den 60er Jahren hatten von hundert koituserfahrenen Studenten sechzehn Kontakt zu Prostituierten. Wenn man nun allerdings die Gruppe der Jüngsten herausgreift, dann zeigt sich eine deutliche Abnahme von Prostituiertenkontakten. Offen bleibt das Motiv. Handelt es sich hier um eine Generation, die nur *noch keine* einschlägigen Erfahrungen gemacht hat, oder um eine Generation, die *keine mehr* sucht? Ulrich Clement bietet eine andere Erklärung: »Mit dem zunehmenden Koitusvorkommen der Studentinnen steigt auch die Wahrscheinlichkeit für die Männer, unter den Kommilitoninnen eine Partnerin zu finden, was die 'Notwendigkeit' von Prostituiertenkontakten reduziert.« Eine fragwürdige Erklärung, die das Dampfkesselmodell vom aufgestauten Trieb zugrundelegt und damit die vielfältigen Motive des Prostituiertenkontakts ignoriert bzw. banalisiert. Lob Ehr und Preis sei dem 'Trieb', der als Koitus-Motiv der Männer allerdings an Bedeutung verloren hat.

Bei den Frauen ist die 'Neugierde' gestiegen. Fast doppelt so viele nennen 'Neugierde' als Antrieb zum ersten Geschlechtsverkehr. Entsprechend weniger bedurfte es noch einer 'Liebesbeziehung'. Nur noch die Hälfte aller befragten Frauen gibt eine 'Liebesbeziehung' als Grund für den ersten Koitus an.

Damit liegen sie auch heute noch vor den Männer, bei denen damals zu 42 Prozent und heute zu 44 Prozent eine 'Liebesbeziehung' im Spiel war.

Heute vermag eine sexualwissenschaftliche Untersuchung kaum noch eine dem Kinsey-Report vergleichbare öffentliche Reaktion auszulösen. Als Kinseys Daten veröffentlicht wurden, lösten sie den später so genannten Kinsey-Effekt aus. Millionen sahen sich nicht nur in ihrem Sexualverhalten bestätigt, auch abweichende Verhaltensweisen und als pervers empfundene Praktiken wurden vom Ruch der Abnormalität befreit. Sicher hat der Kinsey-Report in einer Art Rückkoppelung die Einstellungs- und Verhaltensänderungen der 60er und 70er Jahre mit beeinflußt.

In der heute laufenden und politisch aufgeheizten Auseinandersetzung über Ehe und Familie leistet Clements Resümee einen Beitrag, der nicht ohne Einfluß auf diese Diskussion bleiben kann: »Der Ehestand hat seine früheren 'Privilegien'

weitgehend eingebüßt, mehr noch: der eheliche Geschlechtsverkehr ist nicht nur seltener, sondern zumindest für die Frauen auch lustloser geworden: Die Orgasmushäufigkeit beim Verkehr, die bei ledigen Studentinnen unverändert geblieben ist, ist bei den verheirateten deutlich gesunken.« Kaum ein Stück Ehepropaganda.

Zahlen sprechen nie für sich, sie öffnen aber Interpretationsmöglichkeiten, denen Clement auch nahegegangen ist beim Versuch, die teilweise drastischen Veränderungen im Koitusverhalten von Männern und Frauen zu verstehen.

Zwischen beiden von ihm verglichenen Untersuchungen liegt die Einführung der 'Pille', damals noch 'Antibabypille' genannt. Die Hauptverantwortung für die Verhütung lag in den 60er Jahren bei gut zwei Dritteln der Männer. Sie benutzten Präservative oder praktizierten den Coitus Interruptus. Diese 'situativen' Verhütungsmethoden, sie müssen bewußt bei jedem einzelnen Koitus angewandt werden, wurden im Laufe der auf die Giese/ Schmidt Untersuchung folgenden Jahre durch 'chronische', also dauerhafte Mittel ersetzt.

In 64 Prozent aller Fälle, nach Angaben der Frauen, bzw. 83 Prozent aller Fälle, nach Angaben der Männer, sorgen zum Zeitpunkt der Clement-Untersuchung Frauen für die Verhütung, wobei die 'Pille' mit 44 Prozent das gebräuchlichste Verhütungsmittel ist. Die Anwendung von Präservativen und des Coitus Interruptus ist um je etwa 25 Prozent zurückgegangen, was fast zum statistischen Verschwinden des unterbrochenen Geschlechtsverkehrs als Verhütungsmethode führte.

Diese veränderte Verhütungspraxis mit ihrer Verschiebung der Verantwortlichkeit erübrigt die ständige Selbstkontrolle beim Geschlechtsverkehr bzw. die Unterbrechung bei der Anwendung eines Präservativs.

Psychologisch relevant bei dieser Kontrazeptionstechnik war die ständige Aufmerksamkeit, um eine ungewollte Schwangerschaft zu verhindern. Heute ist diese Aufmerksamkeit weniger wichtig. Damit entfällt auch die Gefühlskontrolle, was eine angstfreie sexuelle Hingabe und einen unbeschwerten Genuß ermöglicht.

Aus sexualwissenschaftlicher Sicht ist jede empirische Untersuchung zum Sexualverhalten einer Bevölkerungsgruppe dann besonders aufschlußreich, wenn sie sich nicht auf eine spezielle sexuelle Orientierung festlegt,

sondern sich an eine Allgemeinbevölkerung wendet und diese unter anderem auch nach homosexuellen Kontakten, Erfahrungen und Beziehungen fragt. In der sexualpolitischen Diskussion zwischen beiden von Clement verglichenen Untersuchungen zählte Homosexualität zweifellos zu den wichtigsten Themen. Hat diese Diskussion eine Einstellungsveränderung bewirkt – gar eine Verhaltensänderung? Gibt es unter Studenten mehr Homosexuelle als in anderen Bevölkerungsgruppen? Gibt es weniger? Oder bestätigt sich auch in dieser Stichprobe die Allerweltskonstante von drei bis fünf Prozent der Gesamtbevölkerung? Über diese Fragen hinaus gewinnen Clements Ergebnisse aus aktuellem Anlaß eine zusätzliche, so kaum vorhersehbare sexualpolitische Bedeutung. Bisexualität, lange Zeit glanzvoll umgeben von einer Aura der Omnipotenz, wird plötzlich öffentlich problematisiert.

Auf der Suche nach Übertragungsmodi von A.I.D.S., und getragen vom Wunsch, Verantwortliche dingfest zu machen, richtet sich der strafende Blick der Öffentlichkeit immer häufiger auf die Bisexuellen. Sie, wird nahegelegt, seien buchstäblich das Verbindungsglied zwischen der homosexuellen A.I.D.S. verseuchten Bevölkerung und deren heterosexuellem, sauberen Teil. »Ihr Anteil steigt«, will der »Spiegel« wissen, »vor allem unter Studenten und in großen Städten«.

Ist da was dran? Was sagen Clements Daten, die einzigen, worauf sich der »Spiegel« stützen könnte, will er sich auf wissenschaftliche Ergebnisse berufen? Nichts ist dran. Von einem steigenden Anteil kann nicht die Rede sein. Die Behauptung ist so unsinnig, wie vieles, was der »Spiegel« zur A.I.D.S. Diskussion beizutragen hat.

Mindestens einmal in ihrem bisherigen Leben hatten 25 Prozent der männlichen Befragten und- 18 Prozent der weiblichen »homosexuelle Kontakte«, wie Clement formuliert. Eine, gelinde gesagt, unglückliche Formulierung. Wer das Homosexuelle auf bloße 'Kontakte' reduziert, worauf es sich durchaus nicht selten auch beschränkt, diskriminiert die vielfältigen Beziehungsformen, die zum homosexuellen Lebensstil gehören.

Der auf den ersten Blick überraschend hohe Prozentsatz von homosexuell Erfahrenen in Clements Stichprobe wird schnell relativiert, wenn man die homosexuellen Aktivitäten zum Zeitpunkt der Befragung heranzieht. Da waren nur 5 Prozent der männlichen und 4 Prozent der weiblichen Studenten homosexuell aktiv.

Die meisten homosexuellen Erfahrungen hatten die Jungen bereits vor der Pubertät. Bis zum 15. Lebensjahr haben 19 Prozent mindestens eine homosexuelle Erfahrung bereits hinter sich. Die Vergleichszahlen für Mädchen sind insgesamt niedriger. Homosexuelle Erfahrungen sind also bei der Mehrzahl der Befragten, der männlichen wie der weiblichen, eine vorübergehende Erscheinung in der Pubertät bis etwa zum 15. Lebensjahr.

Danach manifestiert sich in der Regel die sexuelle Orientierung – der Homosexuelle bzw. die Lesbierin erleben ihr 'coming out'. In dem Maße, wie die homosexuelle Aktivität von Jugendlichen, die sich selbst als heterosexuell bezeichnen, mit dem Alter nachläßt, nimmt sie bei den Jugendlichen zu, die sich selbst als homosexuell begreifen.

Als Heterosexuelle bezeichneten sich 96 Prozent der Männer und 95 Prozent der Frauen, als Bisexuelle 2 Prozent der Männer und 3 Prozent der Frauen, als Homosexuelle zwei Prozent der Männer und ein Prozent der Frauen.

Wie hoch also der Anteil homosexueller Studenten an der studentischen Population ist, hängt davon ab, welcher Seite man die Bisexuellen zurechnet. Auf diese Additionsrechnung hat sich Clement erst gar nicht eingelassen. Er stellt die sexualwissenschaftlich kontroverse Bisexualitätsdiskussion dar und demonstriert deren Spannweite an Thesen, die davon ausgehen, eigentlich gäbe es gar keine Bisexualität, weil diese nur verdrängte Homosexualität sei, über die These, Bisexualität sei die Wurzel aller menschlichen Sexualität und somit ihre primäre Orientierung, bis zur These, Bisexualität sei eine Affektspaltung, die bestimmte Bedürfnisse nur an heterosexuelle, andere nur an homosexuelle Objekte hefte. Ob es Bisexuelle gibt, soll angesichts dieser Diskussion hier nicht interessieren. Unbestreitbar ist, es gibt eine statistisch meßbare Bisexualität, weil es Menschen gibt, die sich nicht nur so oder so, sondern so und so verhalten.

Und es gibt Bisexualität auch unter Studenten, die im übrigen, wie Clement herausfand, auch wenn sie sich selbst als bisexuell bezeichneten, häufiger heterosexuell als homosexuell unterwegs waren.

Im nächsten Heft: Was denken Studenten über Ehe und Partnerschaft, Liebe und Treue?

Konkret 10/85, S. 23

Ulrich Clement

über seine Untersuchung zur Sexualität von Studenten
Damals sollte die Sexualität nicht in den Privatbereich hinein – jetzt soll sie nicht aus dem Privatbereich heraus

»Der Fragebogen, den ich sorgfältig studiert habe, enthält fast sämtliche sexuellen Praktiken einschließlich aller abnormen und pathologischen Verhaltensweisen, die zum Teil sogar auf dem Gebiete des Kriminellen liegen. Ich glaube, die mir anvertraute studentische Jugend davor schützen zu sollen, daß sie auf dem Wege einer wissenschaftlichen Erhebung und mit Zustimmung des Rektors mit dem ganzen Arsenal sexuell abnormer und pathologischer Phänomene bekanntgemacht wird. Ich muß befürchten, daß nicht wenige Studentinnen und Studenten entweder durch eine Schockwirkung in ihrer eigenen Entwicklung gefährdet oder bei schon vorhandener Gefährdung in Fehlentwicklungen bestärkt werden... Jedenfalls erscheint mir der wissenschaftliche Nutzen des Verfahrens nicht so eindeutig gesichert, daß ich die damit verbundenen Schäden und Nachteile in Kauf nehmen könnte...« So begründete im November 1965 der Rektor einer großen westdeutschen Universität mit verbindlichsten Empfehlungen seine Ablehnung, den Fragebogen der Hamburger Sexualwissenschaftler Hans Giese und Gunter Schmidt an Studenten seiner Universität zu geben. Schutz, hieß das, brauchten die Studenten vor der Schonungslosigkeit der Fragen. Sie sollten vor dem Schlimmsten bewahrt werden. Das war kein Einzelfall. Mehrere Universitätsrektoren, teils nach lange diskutierten Beschlüssen der Akademischen Senate, verweigerten aus ähnlichen Gründen ihre Mitarbeit.

Schließlich waren nach langen Verhandlungen dreizehn Universitäten bereit, diese erste und bis heute umfangreichste Sexualbefragung zu tolerieren die schutzbedürftigen Studenten gaben gern Auskunft; 60 Prozent, das waren 3.666 Studenten, sandten den umfangreichen Fragebogen zurück.

Als wir fünfzehn Jahre später die Studie wiederholen wollten und mit den Universitätsrektoren verhandelten, gab es einen neuen Einwand. Fast alle hatten Bedenken wegen des Datenschutzes: Wir sollten die gewünschte Zufallsauswahl von Studentenadressen nicht bekommen. Nun waren also nicht die *Fragen***,** sondern die *Antworten* das Problem. Damals sollte die Sexualität nicht in den Privatbereich der Studenten hinein – jetzt sollte sie nicht aus dem Privatbereich heraus. Das war auch die Ansicht der Studenten: Als wir endlich die Fragebogen über die Universitätsverwaltungen verschicken ließen, antworteten knappe 37 Prozent, 1922 Studenten.

Warum so wenige? Warum jetzt, wo man doch von einer viel größeren sexuellen Unbefangenheit ausgehen kann als 1966? Der Reiz des damaligen Fragebogens war auch Ergebnis der Spannung zwischen real Gelebtem und moralisch Verbotenem. Die Moral hat immer einen innig sinnlichen Bezug zu dem, was sie verbietet. Und so hat auch der zitierte Universitätsrektor eine innig sinnliche Ahnung von dem Reiz, sexuelle Fragen zu beantworten, Sexuelles öffentlich zu machen, »es« beim Namen zu nennen – und das hatte damals und heute eine ganz andere Bedeutung. Wenn einer prüden und sexualfeindlichen Moral die Tatsachen entgegengehalten werden, wenn diese Moral als verlogen entlarvt werden kann, dann ist die Schamlosigkeit des direkten Nachfragens Aufklärung, dann hat sogar der trockene Detaillismus eine emanzipatorische Funktion. Giese und Schmidt konnten ihre Untersuchung so verstehen, die meisten Studenten wohl auch.

1981 ist hierzu nichts mehr aufzuklären. Daß fast zwei Drittel der Studenten den Fragebogen nicht beantworten, heißt wohl auch, daß das sexuelle *Verhalten* und die sexuellen *Einstellungen* (ob man etwas für zulässig oder unzulässig hält) einfach nicht das Thema der Studenten waren. Von vielen wurde kritisiert, daß der Fragebogen nicht auf Gefühle und Erlebnisweisen eingehe, sondern nur auf das Verhalten. Sexualität sei doch etwas anderes, und viel mehr als das. Die Verweigererzahl mag methodisch wissenschaftlichen Ärger machen, das Verweigerungsmotiv hat viel mit meiner Frage zu tun: Der sexuelle Diskurs hat sich zwischen den beiden Untersuchungen von der Auseinandersetzung um das Verbot (und den Widerstand dagegen) auf das Gefühl (und den Widerstand dagegen) verschoben. Die Norm wurde verprivatisiert, verpaart und emotionalisiert. Der sexuelle Diskurs wurde psychologisch; es wird bedeutsam, ob das Sexualleben befriedigend oder problematisch ist, welche Gefühlslage, welche Art der Zuneigung sie ausdrückt. Der Dialog »Ich will mit Dir schlafen. – Wie meinst Du das?« ist nur die Karikatur einer Tendenz, die des Trieblebens psychologischer Bedeutungsvielfalt versprachlicht. Gegenüber dem »alten« Sexualdiskurs, der nur um Trieb und Liebe kursierte, differenziert der »neue« Partner-Gefühls-Diskurs immer feinere Aspekte des sexuellen Erlebens und des Geschlechterverhältnisses, die eine subtile Psychosprache verdoppelt. Die einfache und wenig versprachlichte Partnerbindungssexualität (Ich schlafe mit Dir, weil ich Dich liebe) fächert sich auf zu einer Vielfalt unterschiedlicher und widersprüchlicher sexueller Bedeutungsqualitäten, die im psychologisierten Klima der Universitäten und der Alternativszene gedeihen.

Diese Diskurs-Verschiebung läßt sich gut am Beispiel dessen zeigen, was man »Außenbeziehung« zu nennen sich angewöhnt hat. 1966 waren solche Beziehungen unter den Studenten weitgehend abgelehnt worden, heute dagegen ist ihre moralische Bewertung nebensächlich geworden – man ist weder dafür noch dagegen, sondern fragt nach der emotionalen

Bedeutung, die es für die Betreffenden hat: ob es sie befreit, verletzt, befriedigt, langweilt. Es wird psychologisch, nicht moralisch erörtert. Die Beichte hat die Psychotherapie beerbt, aus meiner Sünde ist »mein Problem« geworden.

Bei soviel Bedeutung wirken Fragen nach dem Verhalten krude, trocken. Nach Masters & Johnson, Leigh-Report, Hite-Report, x-Report, y-Report scheint das Sexuelle ausgekundschaftet, veröffentlicht, entgeheimnist. In dem psychologischen Sexualdiskurs läßt sich auch eine reaktive Tendenz ausmachen. Die Prosa des beim-Namen-Nennens ist verbraucht, das neue Eigentliche sei die Lyrik des Privaten, Persönlichen, Erlebnisfeinfühligen. Und Lyrik läßt sich nicht in Fragebogen ankreuzen. Deshalb, meinte ein Kollege, seien Sexualbefragungen anachronistisch geworden. Ich glaube es nicht – die Zukunft hat schon begonnen. Je mehr sich im Windschatten von AIDS »safer-sex« durchsetzt, je mehr Sexualerfassungsmaßnahmen zu erwarten sind, desto brisanter können Sexualbefragungen werden, für beide Seiten. Neue Repression – neue Prosa. Sisyphus war Sexualforscher.

Konkret 10/85, S. 24

Carl L. Guggomos

Aus dem Gully in den Weltraum

Endlich: Deutschland, Deutschland über alles. »Mission D 1« verwirklicht, mit dem Challenger, wovon Wernher von Braun geträumt hatte. Einer der beiden auserwählten bundesdeutschen Astronauten, Reinhard Furrer, hat auch unter der Erde reichlich Erfahrungen: In den Sechzigern arbeitete er in Berlin als Fluchthelfer.

Seit einem Monat läuft der Contdown. Schleppt er sich planmässig bis zum 30. Oktober weiter, werden unsere Medien ein Spektakel zu verwursten haben, das nur mit einer nationalen Heroentat die freilich nicht in Sichtweite ist, zu vergleichen wäre: daß nämlich Bum-Bum-Becker gleichzeitig mit der rechten Vorhand Ivan Lendl und seine Tschechen aus dem Davispokal und mit dem linken Außenrist, ebenfalls gegen die Tschechei, die DFB-Fußballauswahl ins mexikanische Weltpokal-Finale bomben würde.

An jenem 30. Oktober wird endlich die Ernte jener frühen Saat der Wernher von Braun & Co. eingebracht in die heimischen Scheuern, läßt Kriegsgewinnler USA die deutsch-nationale Raketen- und Weltraum-Kriegsbeute endlich unter eigener Flagge an den Start gehen: Deutschland, Deutschland über alles, über alles Irdische in den Weltraum.

Start und Ziel liegen zwar weiterhin auf amerikanischem Festland, aber die Raumfähre 'Challenger', die sich von Cape Canaveral erheben und das Spacelab in einige Dutzend Erdumkreisungen von jeweils 87 Minuten tragen wird, hört nur auf (west)deutsches Kommando.

Nicht die amerikanische NASA leitet und kontrolliert den Flug, sondern das bayrische Pfaffenhofen mit seinem Kontrollzentrum. Die Bezeichnung des Raumfahrtunternehmens trägt den stolzen Titel 'Mission D I' und an Bord befindet sich nicht mehr nur ein Gastastronaut deutscher Herkunft, sondern ein bundesdeutsches Team mit den Auserwählten Reinhard Furrer und Ernst Messerschmid, die ihrerseits als Gastastronauten den Holländer Wubbo Ockels mitnehmen. Hinzu kommen US-amerikanische Hiwis.

Furrer und Messerschmid wurden am 20. Mai des Jahres, vor ihrer Abreise zum Raumtraining in den USA, auf einer Bonner Pressekonferenz ausführlich vorgestellt, der »stern« dokumentierte auf vielen kostbaren anzeigenfreien Text- und Bildseiten Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Space-Maker. Es schien, als könnte bei so detaillierter Beschreibung des mutigen Daseins der Kühnen nichts ausgelassen worden sein, was auch nur flüchtig interessieren dürfte. Und doch klafften in der Vita zumindest des einen Astronauten Löcher von einem Umfang, in denen vermutlich sogar der Halley'sche Komet Platz hätte.

Nur kümmerliche Erwähnung fand da, daß Reinhard Furrer seine Grundlagenkenntnisse an der Freien Universität zu Berlin erwarb. Dabei sind möglicherweise schon in jener Zeit die guten connections geknüpft worden, die ihn nun zum »Himmelsstürmer« (so der »stern« in seiner Monster-Reportage vom 13. Juni des Jahres) beförderten.

Die Vita des seinerzeitigen Physikstudenten Reinhard Furrer im westlichen Teil Berlins der frühen Sechzigerjahre ist freilich nicht ganz einfach zu rekonstruieren. Das kommt vor allem von den häufigen Änderungen des Namens her, mit denen Furrer sich schmückte. Mal nannte er sich schlicht Reinhard, Jens oder Heino (sic!), mal legte sich der heutige Vollbartträger das Pseudonym Bartmann zu, stellte sich auch mal, ganz russisch, mit Nikolajew vor; am liebsten aber war er Kurt Jacob. Als solcher war er auch im trübsten Wedding nahe der gerade erbauten östlichen Sperrmauer zu Hause: in der Brunnenstraße 135. Als Furrer lebte er im eher nobel-bürgerlichen Wilmersdorf, in der Nassauischen Straße 62.

Nun hausen auch heutzutage Studenten in West-Berlin schon mal gleichzeitig in verschiedenen Wohnungen – aber die Gründe finden sich meist in zertrümmerten Beziehungskisten. Und falsche Namensführung ist etwas, was Lummers Polizeimacht einem heutigen Studenten schon gar nicht nachsehen würde. In den frühen Sechzigerjahren, der zweiten heroischen Phase der Halbstadt nach ihrer Blockadezeit jedoch, ließ die Polizei einen Studiker Furrer schon mal Jacob oder Bartmann sein – vor allem auf US-amerikanisches Begehr hin.

Wann, wo und wie Furrer die Bekanntschaft von Leuten machte, die neben reichlichem Taschengeld auch falsche Namen vergeben dürfen, ist nicht präzise überliefert. Man sagt, ein Ex-Student namens Wolfgang Fuchs, der sich zu seinen Studierzeiten um die Wiederzulassung der an Berlins Freier Universität lange verschmähten Korporationen verdient gemacht hatte, sei damals durch die Studentenkneipen gezogen wie weiland ein Anwerber für Wallensteins Lager. Jedenfalls behauptete das der ebenfalls von Fuchs für freundschaftliche Leistungen an die US-amerikanische Schutzmacht geworbene Dieter Matter einige Jahre später auf einer Pressekonferenz.

Die Problematik, vor der sich die US-Amerikaner im westlichen Berlin nach dem August 1961 gestellt sahen, dürfte hinlänglich bekannt sein. Und es waren nicht nur US-amerikanische Probleme, sondern natürlich auch westdeutsche (sowie britische und französische): Der 'Zonenspitzbart' Walter Ulbricht hatte, obwohl er kurz zuvor noch hoch und heilig das Gegenteil versprochen, über Nacht eine Mauer hochziehen lassen und damit jegliches Hin- und Herspazieren zwischen Ost- und Weststadt unterbunden. Man muß daran erinnern, daß es in jenen Tagen keinerlei Telefonkontakte zwischen hüben

und drüben gab und natürlich auch keinerlei Tagespassierscheine oder andere Kinkerlitzchen. Und schließlich waren in jenen Zeiten auch Vopos und Grepos auf den Transitstrecken weit entfernt von ihrer heute gezeigten Launigkeit des Kurz-in-den-Paß-Schauens und Durch-Winkens.

Wer damals von hüben nach drüben oder von drüben nach hüben wollte, mußte entweder über die Mauer springen oder unter der Mauer durchgraben. Oder mit Autos nach kostspieligen Umbauten in sogenannten Containern verreisen. Dies galt nicht nur für Menschen, auch für Material, seien es nun Schießgewehr oder Paß, falsches Ost- oder richtiges Westgeld – alles mußte vor den nimmermüden Forschaugen und Greifarmen der östlichen Staatsmacht zutiefst verborgen werden.

Das war die Zeit für Helden, die sich auf den konspirativen Schlachtfeldern schlagen konnten. Unter der Heldenschar des illegalen Transits wütete die östliche Staatsmacht freilich fürchterlich und bald versiegte der Heldennachwuchs. Bei einer Verhaftungschance von 50: 50 kein Wunder.

Man erfand daraufhin den Helden wider Willen. Als Vehikel diente die TUSMA (Telefonieren- und Studenten machen alles). Herrliche Zeiten, in denen West-Berlins Studentenschaft noch nicht die studienfreie Zeit mit Demonstrieren vertüttelte, sondern für Kleingeld Kinder hütete, Blumensträuße austrug und Keller entrattete! Oder, wider Willen, Menschen durch die DDR schmuggelte oder Agentenmaterial für die CIA beförderte.

Nachdem der vom ehemaligen Taxiunternehmer Klaus Wordel über die TUSMA angeheuerte, nichtsahnende Student Ralf Claußnitzer bei der versuchten Überführung eines präparierten Autos am 16. Oktober 1967 schon am Grenzübergang Drewitz von der DDR-Polizei verhaftet worden war, kam die Sache auch in West-Berlin hoch. Der 'Berliner EXTRA-Dienst ', dazumal ein Organ der eben heranwachsenden APO (Außerparlamentarischen Opposition),

fand heraus, daß es nicht nur diese eine getürkte TUSMA-Fahrt mit der Auftragsnummer 4919 gab; wobei der von Claußnitzer nach Düsseldorf zu transferierende Mercedes 220S in einem geheimen Container u. a. gefälschte französische Papiere sowie Munition für einen an einer Raststätte wartenden CIA-Agenten enthielt: Der damalige TUSMA-Sprecher Kühn bestätigte dem EXTRA-Dienst auch andere dubiose, unter falschem Namen erteilte Aufträge zur PKW-Überführung, beispielsweise am 24. Februar, 6. Juni und 13. Oktober 1967. Und schließlich rückte bei einer Ostberliner Pressekonferenz das DDR-Innenministerium mit weiteren Einzelheiten heraus:

»Furrer erteilt unter falschem Namen telefonisch der TUSMA derb Auftrag, innerhalb einer auf Stunden begrenzten Zeit einen PKW von Westberlin nach Westdeutschland zu überführen. In diesen PKWs sind geheime Verstecke, sog. Container, angebracht, in denen Gegenstände der Agentenausrüstung untergebracht sind, von denen der TUSMA-Student nichts weiß. TUSMA erteilt daraufhin einem Studenten den Auftrag, sich an eine mit dem Auftraggeber verabredete Stelle zu begeben, wo Furrer oder eine von ihm beauftrage Person ihm den CIA-Wagen und die auf eine Privatperson ausgestellten Fahrzeugpapiere übergibt mit der Maßgabe, den Wagen nach Westdeutschland zu überführen. Der Student wird in diesem Zusammenhang gebeten, unter einem fingierten Vorwand an einer bestimmten Raststätte zu halten, wodurch dem Agenten die Möglichkeit gegeben werden soll, den Container des kurz parkenden Wagens zu entleeren. Solche Fahrten werden fast ausschließlich in der Nacht unternommen.«

Dem TUSMA-Studenten wird, so das Ministerium weiter, dabei vorgeschwindelt, der Besitzer wollte seinen Wagen eigentlich selber fahren, sei aber gerade krank geworden oder sonstwie verhindert.

Nach der Claußnitzer-Affäre – die DDR-Justiz ließ den ahnungslosen 26jährigen nach einer Weile laufen – ging bei TUSMA nichts mehr. Ob sich die bisherigen TUSMA-Auftraggeber – die DDR-Instanzen nannten damals neben dem professionellen Fluchthelfer Klaus Wordel sowie Reinhard Furrer noch den damaligen stellvertretenden Leiter des CDU-Ostbüros in West-Berlin, Wilhelm Heidepriem – neue Wege suchten oder sich auf ein anderes Tätigkeitsfeld verlegten, ist nicht überliefert.

Die Tätigkeitsfelder wurden damals sowieso rasch gewechselt. Furrer beispielsweise war, ehe er in die Materialschleusung einstieg und sich jetzt über alle heimischen Lüfte hinauf in den Weltraum liftet, unterirdisch tätig. Unter dem Decknamen Kurt Jacob trat Furrer mehrfach bei Veranstaltungen der »Arbeitsgemeinschaft 13. August e.V.«, deren Vorsitzender Hildebrandt heute am Checkpoint Charlie ein sogenanntes 'Mauermuseum' betreibt, als aktiver Fluchthelfer auf und berichtete über verschiedene Unternehmungen, an denen er beteiligt war. Auch dem Fernsehen gab er damals schon, als unwahrer Jakob, die Ehre.

So machte Furrer alias Jakob kein Geheimnis daraus, daß er an der berühmten Massenschleusung an der Kopenhagener Straße im Wedding führend beteiligt war (für die Beteiligten freilich als 'Reinhard'): Im Januar und Februar 1963 wurden damals über einen zwischen Güterbahnhof Wedding und dem Wohnhaus Kopenhagener Straße 36 gegrabenen Tunnel in mehreren Nächten jede Menge zahlungskräftiger DDR-Bürger in den Westen geschleust.

Die DDR-Behörden wurden auf diesen Tunnel erst aufmerksam, als sich durch die Grabungen das Gleisbett der Deutschen Reichsbahn so absenkte, daß ein Personenzug der S-Bahn beinahe entgleist wäre. Ein Verfahren wegen schwerer

Verkehrsgefährdung wurde freilich nie eingeleitet – die West-Berliner Behörden hatten ohnehin zum Boykott der S-Bahn aufgerufen. Wer damit fuhr und eventuell bei einem Zugunglück zu Schaden kam, hatte also, claro, selber schuld...

Noch »komplizierter und nicht ganz ungefährlich« – Originalton Furrer im WDR-Mittagsmagazin Anfang September, allerdings über seine Weltraum-Mission – ging es dann in der Nacht vom 4. bis 5. Oktober 1964 bei der Tunnel-Aktion zwischen dem West-Berliner Haus Bernauer Straße 97 und dem damaligen Ostberliner Grundstück Strelitzer Straße 55 zu.

Einhundertvierzigmeter lang war der Tunnel der von der Bernauer Straße nach Ost-Berlin vorangetrieben wurde. Er endete in einer Toilette im Hinterhof des unbewohnten Hauses Strelitzer Straße 55. Zwei West-Berliner Studenten der Freien Universität, Reinhard Furrer und Christian Zobel, erwarteten, mit Pistolen bewaffnet, die letzten der 57 DDR-Bürger, die in dieser Nacht und der Nacht zuvor durch den Tunnel in den Westen geschleust werden sollten.

Eine zweiköpfige Zivilstreife der DDR-Polizei stieß bei einem routinemäßigen Kontrollgang im Treppenhaus auf die beiden mit ihren Pistolen fuchtelnden Studenten. Die Ostpolizisten waren auch nach Einlassung der Fluchthelfer unbewaffnet. In der Illustrierten 'Quick' vom 25. Oktober 1964 schildert einer der beiden Studenten – ob Furrer oder Zobel blieb unklar – den Verlauf aus seiner Sicht:

»Ich bin Berliner Student, 24 Jahre alt... Ich war der Mann, der geschossen hat. Jeder wird verstehen, daß ich meinen Namen nicht sagen möchte... Es war 0.05 Uhr... Die Fremden leuchteten meinem Freund mit der Lampe ins Gesicht. Ich kam dazu. Ich hatte eine Pistole in der Hand... Einer der Fremden antwortete, sie müßten noch eine dritte Person holen, die in der Strelitzer Straße auf sie warte.. . Und wir Dummköpfe ließen die beiden ziehen, damit sie den dritten Mann holten. Heute fasse ich mich an den Kopf, weil ich nicht sofort kapiert habe, daß wir keine Flüchtlinge vor uns hatten. Alles wäre viel harmloser verlaufen.. 0.30 Uhr betraten nicht drei, sondern vier Personen den Hausflur... Den vierten Mann konnte ich deutlicher erkennen. Ich dachte, mich rührt der Schlag: Der Mann trug die Uniform eines sowjetzonalen Grenzpolizisten und hatte eine Maschinenpistole umhängen... Ich konnte meinen Freund nicht mehr warnen. Ich wollte nicht meinen Standort verraten. Als mein Freund mit den Fremden im Treppenhaus zusammentraf, hörte ich eine scharfe Stimme: 'Kommen Sie mit!' Dann das Kommando von derselben Stelle: 'Durchladen!'... Ich dachte nur: 'Wir sind geliefert!' – und ich gab einen ungezielten Schuß ab. Das Feuer wurde sofort von zwei Seiten erwidert... Ich schoß im Laufen die restlichen sechs von sieben Schuß auf die SSD-Gruppe leer, aus der die Feuerstöße kamen. Ich bin sicher, daß nur dadurch mein Freund das Einsteigeloch erreichen und daß ich lebend davonkommen konnte. . . Ich erinnere mich nur, daß ich während des Kugelwechsels auf dem Hof erst einen Schrei und dann ein Stöhnen hörte. Jemand mußte getroffen worden sein. «

Die DDR-Variante ist etwas anders. Nach ihr hat bereits der erste »ungezielte« Schuß getroffen. Tödlich getroffen. Im Treppenhaus der Strelitzer Straße 55 starb der Unteroffizier der Grenztruppen, Egon Schultz.

Nach dem toten Grenzer wurde im Osten der Stadt die Strelitzer Straße heute Egon-Schultz-Straße.

Im Westen der Stadt wurde zwar, ob des Zwischenfalls, ein Ermittlungsverfahren eingeleitet, aber schnell wieder eingestellt.

Der Todesschütze sagte 1964 abschließend der 'Quick': »Ich wollte doch nur helfen. Nicht aus Abenteuerlust oder wegen Geld. Ich habe bisher für mich persönlich nicht einen einzigen Pfennig bekommen und habe auch nie etwas erwartet. Dafür habe ich mein Studium durch die Vorbereitung zur Fluchtaktion nach dem Westen vernachlässigt.«

Reinhard Furrer war in der Tat ziemlich lange an der Universität. 1972 schloß er mit der Promotion zum Doktor der Physik ab, anschließend war er Assistenzprofessor .

Wer damals, 1964, geschossen hat: Furrer oder Zobel, wurde offiziell nie geklärt, es sollte wohl ein Staatsgeheimnis bleiben.

Einem von beiden, nämlich Furrer, haben die damals geknüpften connections inzwischen immerhin nicht nur reichlich Pfennige, sondern manche Mark und manchen Dollar gebracht. Und ein Treppchen zum Ruhm bereitgestellt. Der unterirdische Held unter falschem Namen avancierte zum überirdischen Heroen.

Konkret 10/85, S. 28

Winfried Wolf

The American Way Of Lie oder: Der kleine Bluff mit dem großen Bruder

Drei Jahre lang haben wir es vom Kanzler, seinen Ministern und den Regierungssprechern fast täglich gehört, und in den politischen Leitartikeln hallt es bis heute nach: Die USA, das Land des unbegrenzten Booms; das Beschäftigungswunder – Millionen neue Arbeitsplätze- Siegeszug des freien Unternehmertums über kleingläubige Sozialpolitik. Doch bis in die Wirtschaftsredaktionen ist eine neue, andere Wahrheit schon gedrungen: Die »Welt« summiert plötzlich den Verlust von 1,8 Millionen Arbeitsplätzen in der US-Industrie und sagt ein Anwachsen der Arbeitslosenquote voraus; die »Süddeutsche Zeitung« entdeckt »die Sphinx Dollar« und dräut: »Wenn die Aktienkurse an der Börse wilde Sprünge vollführen, werden erfahrene Börsianer mißtrauisch«; und der Reagan-Fan der »Welt am Sonntag«, Paul C. Martin inseriert: »Der Tag der Tage rückt näher... Big Bang kommt mit mathematischer Gewißheit... Der erste Teil der Dollar-Panik läuft... Nach den Sparkassen in Ohio: die nächste Bankenkrise in Texas? ... Auf meinen Intensivseminaren trainiere ich Sie: Wie überstehe ich Crash, Deflation, Depression und die schweren sozialen Unruhen, die folgen müssen...«

Dabei war noch im Februar Kohls Arbeitsminister Norbert Blüm ins goldene Kalifornien gereist, ins sagenhafte Silicon Valley, um »etwas für den Kopf zu tun« . Er pries die »wagemutigen Unternehmer« dort als »Verwandte des Christoph Columbus«, stets »auf der Suche nach dem Neuen«. »Innovationen und Investition« solcher Art, so Blüms kurzer Schluß, »bringen uns aus der Arbeitslosigkeit heraus.« Daß die Firma »Intel«, der viertgrößte Hersteller von Halbleitern, am Tage des Blüm-Besuchs 1.000 Beschäftigte entließ, irritierte den Bonner Columbus noch nicht. Seit jedoch in diesem Sommer der führende Computer-Hersteller »Apple« 1.200 Mitarbeiter entließ und drei Werke schloß, »Data General« 1.300 Mitarbeiter, »Wang Laboratories« fünf Prozent und »Commodore International« fünfzehn Prozent der Belegschaft entließen, »Hewlitt Packard« alle US-Werke für mehrere Tage schloß und »IBM« »massive Ertragseinbrüche« sowie »enorme Absatzschwierigkeiten« meldete, sind Blüms Kantaten etwas leiser geworden.

Wer – wie Blüm, Kohl und Stoltenberg – vom Boom in den USA erzählte, verschwieg stets sorgfältig, auf welch tiefem Niveau der Aufschwung begonnen hatte. 1980 bis 1982 hatte die US-Wirtschaft ihre schwerste Rezession seit Kriegsende erlebt. Die Arbeitslosigkeit war auf über elf Millionen offiziell Registrierter gestiegen, die industrielle Produktion um real zwölf Prozent zurückgegangen. Erst 1984 war das Niveau von 1979 wieder erreicht, hatten die reinigenden Kräfte der Krise – durch Massenarbeitslosigkeit herabgedrückte Löhne, durch Konkurse entwertetes Kapital – einen Boom der Profite ermöglicht. In der «Zeit« posaunte ein Jes Rau unter dem Titel »Die USA – Der unmögliche Boom«: jetzt würden »den Kritikern der Wirtschaftspolitik Reagans die Argumente ausgehen«, denn »die USA befinden sich auf dem Weg zur Vollbeschäftigung« .

Tatsächlich waren offiziell noch mehr als sieben Millionen ohne Arbeitsplatz, obwohl zwischen 1982 und 1984 rund sechs Millionen neue Arbeitsplätze entstanden waren. Doch wie kam dieses »Beschäftigungswunder« zustande?

Erstens verlaufen die zyklischen Krisen der US-Ökonomie aus strukturellen Gründen seit je heftiger als in Westeuropa. Tieferen Rezessionen folgten stets höhere Booms. Jeder Vergleich, der nicht den ganzen Zyklus einbezieht, also die zehn Prozent Wachstum nennt und die Einbrüche von acht oder zwölf Prozent im Vorjahr verschweigt, ist unseriös.

Zweitens wuchs die US-Bevölkerung von 1979 bis 1984 um rund zehn Millionen. Das führte zu einem massiven Bedarf an Dienstleistungen, der vor allem durch die Integration bisheriger Hausarbeit (Kochen, Waschen) in den kapitalistischen Arbeitsmarkt (Schnellimbiß-Ketten, Wäschereien) befriedigt wurde.

Drittens wächst die Produktivität der US-Wirtschaft nur halb so schnell wie die in der BRD: in den Jahren 1976 bis 1983 um durchschnittlich 1,1 Prozent im Jahr (Bundesrepublik: 2,5 Prozent). Die Rechnung lautet: Liegt die Rate des Wirtschaftswachstums über der des Produktivitätswachstums, werden mehr Arbeitskräfte gebraucht. In den USA lag das durchschnittliche wirtschaftliche Wachstum in den letzten 15 Jahren bei rund 2,4 Prozent weit über dem der Produktivität. Neue Arbeitsplätze entstanden, wenn auch nicht so viele, wie diese Rechnung theoretisch ergibt, da die tatsächliche Arbeitszeit verlängert und die Arbeitsintensität erhöht wurde. In der BRD liegt das wirtschaftliche Wachstum seit 1979 unter demjenigen der Produktivität. Hunderttausende Arbeitsplätze wurden abgebaut, wenn auch nicht so viele, wie sich rein rechnerisch ergeben, da die Arbeitszeiten verkürzt und das Rentenalter gesenkt wurden.

So ist das Wundersamste an dem »US-Beschäftigungswunder«, wie Bonner Politiker auf die Idee kommen konnten, es als Gleichnis für die Zukunft der Bundesrepublik zu feiern. Die Bevölkerungszahl der BRD sinkt, ausländische Arbeitskräfte und ihre Familien werden abgeschoben. Die Arbeitszeit soll eher wieder verlängert werden – Stoltenberg: »Es spricht einiges dafür..., die Altersgrenze freiwillig hinauszuschieben.« Und zum Wintersemester sollen für das Fach Informatik der Numerus Clausus eingeführt und die Hälfte der Studienbewerber abgewiesen werden. Zukunftsbranche Elektronik?

Und doch sind die USA ein Beispiel – nicht für die Politik, die zu weniger Arbeitslosigkeit führt, sondern für eine Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitik, die die Solidarität der Lohnabhängigen zerstört und die Gewerkschaften niedermacht.

Kanzler Kohl: »Den entscheidenden Durchbruch im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit kann nur der Mittelstand bringen. Notwendig ist der Durchbruch bei den Betriebsneugründungen, ... wie das in Amerika erfolgte.«

Und tatsächlich konnte »Bild« am 2. April dieses Jahres in einem Bericht über Firmengründungen jubeln: »Hurra – wir haben es geschafft ! « Am selben Tag schrieb die Münchner »Abendzeitung«: »Jeder zweite warf das Handtuch«: Denn von den seit 1980 im Münchner Raum gegründeten Firmen war innerhalb von nur vier Jahren schon die Hälfte pleite, unter Verlust öffentlicher Fördermittel und Zurücklassung hoch verschuldeter Ex-Unternehmer, die meist nicht arbeitslosenversichert waren und deshalb in der Arbeitslosenstatistik nicht auftauchen.

Die dem Kanzler durchaus geneigte Commerzbank zog die Bilanz: Während 1980 der Anteil der mittelständischen Betriebe am Gesamtumsatz noch 54 Prozent betragen habe, sei er bis 1984 auf 50 Prozent gesunken. Im übrigen habe sich 1984 »der negative Eigenkapitaltrend« (die Verschuldung) »fortgesetzt«.

Doch die dubiosen »Existenzgründungen« haben eine erwünschte Wirkung: da sie meist am Rand der Pleite manövrieren, müssen sie die Löhne so niedrig wie möglich halten und auf allen »Sozialklimbim« verzichten. Sie sind sozusagen Zuchtstätten der geforderten neuen Bescheidenheit (der Lohnabhängigen). Das »Manager-Magazin« rühmt beispielsweise, »daß Arbeitnehmer in Kleinunternehmen... einen stärkeren Sinn für Loyalität und Firmenbindung entwickeln... Größe vermindert das Selbstwertgefühl des Arbeiters.« Und steigert sein Mehrwertgefühl, auch Klassenbewußtsein.

Im August 1984 wußte es der «Zeit«-Korrespondent Jes Rau noch genau: »Wenn die Erfolge (Reagans) in der Inflationsbekämpfung von Dauer sind, steht der Aufschwung auf festem Fundament.« Sie waren von Dauer. Nur das Wachstum nicht: Umsätze und Gewinne brechen ein. Und der »Zeit«Deuter Rau flüchtet vor der Blamage in den Darm des Präsidenten: »Wenn der Präsident der Vereinigten Staaten sich einer schweren Operation unterziehen muß, dann entsteht Unsicherheit – politische und wirtschaftliche.«

Wahr ist, daß das Wachstum des US-Bruttosozialprodukts schon vor Reagans Operation im ersten Quartal 85 von über sieben Prozent (1984) auf null Prozent gesunken war. Im Jahresdurchschnitt hofft die US-Regierung noch auf 2,7 Prozent, fast nur noch ein Drittel des Vorjahresergebnisses. Die Gewinne der Autokonzerne sind um 25 bis 40 Prozent gesunken. 40 Prozent der US-Farmer stehen vor dem Ruin. Broschüren, die an Farmer-Frauen verteilt werden, geben Hinweise wie: »How to see, that your husband is going to commit suicide – Wie erkennen Sie, daß Ihr Mann Selbstmord begehen will?«

Es ist gleich, ob die Krise noch in diesem Jahr oder erst im ersten Halbjahr 1986 voll aufbrechen wird. Interessanter ist die Hypothese, die *am Anfang* der nächsten US-Krise steht: Acht Millionen Arbeitslose, eine Staatsverschuldung von 1 Billion Dollar, eine Auslandsverschuldung, die höher ist als die des bislang »führenden« Brasilien.

Sicher ist erstens, daß die kommende US-Krise deshalb tiefer und in ihren sozialen Fragen brutaler werden wird als die letzten, und zweitens, daß die US-Krise die Wirtschaft der anderen kapitalistischen Länder tief in die Rezession treiben wird. Unsicher ist, ob es trotz alledem gerade noch bei einer »normalen« internationalen Rezession bleibt, oder ob diese mit Bankenkrach und Dollar-Sturzflug ins Bodenlose enden wird.

»Der Kapitalismus und seine Zivilisation mögen langsam zerfallen... oder einem gewaltsamen Tod entgegengehen. Der Verfasser persönlich glaubt, daß sie dies tun.« Das stammt nicht von Karl Marx, sondern von dem bürgerlichen Nationalökonom Joseph Schumpeter (1939). Und er fuhr fort: »Die Weltwirtschaftskrise (von 1932) . . . war nur die Wiederkehr dessen, was bei ähnlicher Lage der Dinge auch schon früher eingetreten war.« Und – bei ähnlicher Lage der Dinge – wieder eintreten wird.

Konkret 10/85, S. 30

Industrie, weiblich

Industriefotografin – eine Frau in einem Männerberuf. Frauen in der Industrie, fotografiert von einer Frau vor und im Zweiten Weltkrieg in Deutschland. Frauen in der Kriegswirtschaft des faschistischen Deutschen Reiches. Enthüllen diese Fotos dieses Reich? Leisten sie Widerstand? Die Frauen? Die Fotos von Ruth Hallensleben?

Ruth Hallensleben: geboren 1898, nach der Schule Ausbildung zur Kindergärtnerin, ab 1931 Praktikantin bei einer Kölner Porträtfotografin, ab 1931 Eröffnung eines Ateliers in Köln, ab 1936 Aufträge im Bereich der Industriefotografie, im gleichen Jahr Berufung in die Gesellschaft Deutscher Lichtbildner, ab 1939 hauptsächlich Dokumentationen von Wehrwirtschaftsbetrieben. 1945 läßt sie aus Furcht vor Beschlagnahmungen durch die Allierten Kameras, Fotomaterial und Bildarchiv in Bleikisten einlöten und vergraben. 1948 gräbt sie die Kisten wieder aus, beginnt mit 56 Jahren auch unter Tage zu fotografieren. Im Alter von 75 Jahren fühlt sie sich körperlich am Ende und meldet ihr Atelier ab. Sie stirbt 1977 in Köln.

Die Mehrzahl der Aufnahmen entstanden mit einer 6 x 6- Spiegelreflexkamera mit Normaloptik und, wenn irgend möglich, allein mit dem vorhandenen Licht. Machten es die Gegebenheiten dennoch notwendig, Kunstlicht einzusezten, so ging Ruth Hallensleben äußerst vorsichtig vor: das vorhandene Licht wurde gestützt. Dieses Konzept hält die Aufnahmen frei von jenem Pathos, das sich in der Fotografie der Arbeit und des arbeitenden Menschen schon vor 1933 angekündigt hatte, bewahrt die Bilder aber auch vor jener Sterilität, der die Vertreter der Neuen Sachlichkeit nicht entgehen konnten, die Mensch und Maschine zum Ornament verkommen ließ und sich mühelos in die Dienste des heroischen Blicks stellen ließ.

»Wenn von der Parteilichkeit der Fotografie die Rede ist, so muß zwischen der Propaganda mit dem Bild und der Parteilichkeit als einer ästhetischen Qualität im Bild unterschieden werden. Die optische Anpreisung der Elitetheorie z.B. ist Parteinahme für eine Weltanschauung, aber sie liegt nicht im einzelnen Bild, das an anderer Stelle etwas ganz anderes bedeuten könnte. Sie ergibt sich aus seiner Verwendung im Ensemble der ideologischen Serie. Diese Parteinahme ist nicht auf die ästhetisch-künstlerische Fotografie beschränkt, auch Abbilder des ersten Bereichs, vor allem dokumentarische Bildberichte, können in der Art, wie sie der Betrachtung angeboten werden, eine sehr parteiliche Wirkung haben. Die Parteilichkeit als ästhetische Qualität dagegen ist dem Bild selbst zu eigen.«

(Berthold Beiler: »Die Gewalt des Augenblicks«, Leipzig 1967)

»Zur Schau gestellt sind hier zwei Arbeiterinnen, die Motorenteile auf den hohen Werktisch heben, sie in einen Holzblock oder auf einen Drehteller legen und in Handarbeit die gegen mechanische Verletzungen empfindlichen Wicklungen in das Gebäude einpassen mußten. Dadurch, daß die Arbeit der Frauen wie bei Sachaufnahmen vom Hintergrund freigestellt wurde, indem die Szene durch das aufgespannte Tuch aus dem räumlichen Zusammenhang herausgelöst ist, wird der Blick ausschließlich auf den Arbeitsvorgang konzentriert und ein Eindruck vermittelt, der Assoziationen zu den konkreten Arbeitsbedingungen in der Produktion vermeidet und fast ins Gegenteil verkehrt. Anstelle der Gleichordnung aller Arbeiterinnen, ihrer Unterordnung unter den herrschenden Arbeitsrhythmus und des überwiegenden Dunkels von Maschinen und Werkstücken in den Produktionsstätten wurde so Helligkeit, Leichtigkeit und Individualität betont bis hin zur adretten Kleidung .

(Bildbeschreibung aus: »Fabrikwelt um die Jahrhundertwende am Beispiel der AEG Maschinenfabnk in Berlin-Wedding«, Köln 1983)

»Sie legt sogar Wert darauf, ihre Aufnahmen im Einvernehmen mit den Arbeitern organisiert zu haben. Die ruhige konzentrierte Wirkung vieler Aufnahmen läßt darauf schliessen, daß die Dargestellten vorführen, was an ihrer Arbeit wichtig ist. Das Ausklammern kompositorischer Effekte unterscheidet Ruth Hallensleben in den dreißiger und vierziger Jahren auch von solchen Fotografen, die im Sinne der nationalsozialistischen Propaganda arbeiten und den Arbeiter als 'Volksheld' präsentieren, der mit gewalter Muskelkraft 'wie ein Held aus vorindustrieller Zeit seine ganze Kraft dem Allgemeinwohl widmet. ' Die Fotografin zeigt Fabrikarbeiterinnen, die mit der gesammelten Würde von Handwerkerinnen ihre Arbeit ausführen. Doch die Fotografien bleiben gebrochen durch die Gesichter und Körper der Arbeiterinnen, in denen der Ausdruck eines harten Lebens, unverstellt bleibt. Die Frauen bringen so zum Ausdruck, daß sie wissen, daß nicht ihre Innerlichkeit gefragt ist.«

(Aus: »Ruth Hallensleben: Frauen in der Industrie«, Berlin [West] 1985)

Konkret 10/85, S. 38

Georg Fülberth

Freundlich, bitter und fremd

Am 15. September starb Wolfgang Abendroth im Alter von 79 Jahren. Ein Hochschullehrer, der immer auch noch etwas anderes sein wollte: intellektueller Berater einer großen sozialistischen Arbeiterpartei. Georg Fülberth, Schüler Abendroths, würdigt das Leben dieses Mannes

Daß er neunundsiebzig wurde und sie ihn nicht mit einunddreißig schon umbringen konnten, daß er auch in den fünfziger Jahren nicht einfach liegenblieb, müde und krank – ist das ein Trost, vielleicht sogar ein Stück Triumph, zumindest aber Eingang in die Normalität des Jahrgangs neunzehnhundertundsechs? Ich meine: nein, Wolfgang Abendroth, der am 15. September 1985 starb, hat seine Glücksmöglichkeiten zum großen Teil nach dem bestimmt, was aus den Zeitläuften für sein sozialistisches Ziel gemacht werden konnte. Diese aber waren seit über fünfzig Jahren häufig genug für ihn kaum noch auszuhalten. Was das angeht, so ist er unversöhnt gestorben.

Das öffentliche Bild dieses Mannes zeigte Angestrengtheit, Zerbrechlichkeit, Zivilcourage, auch physischen Mut, und es stimmte völlig mit seiner Realität überein. Mit vierzehn Jahren Kommunist, mit zweiundzwanzig ausgeschlossen, niemals Renegat, weiter in der Kommunistischen Partei-Opposition, Widerstand, vier Jahre Zuchthaus, Strafbataillon, Partisan in Griechenland – es ist, zum Glück, bereits erzählt, in seinem Buch »Ein Leben in der Arbeiterbewegung«, und die es noch nicht kennen, die sollen es, ich bitte darum, lesen. Wolfgang Abendroth hat viel Angst gehabt, in seiner Kindheit mehr, als er meinte sich erlauben zu dürfen angesichts der Gewalt von Krieg und Gegenrevolution. So hielt er es in einer jetzt vielleicht altmodischen Art für seine Pflicht, mutig zu sein. Die Geschichte verlief so, daß er diese Tapferkeit tatsächlich restlos brauchte.

Ein solches Leben, lang und reich, hat mehr als nur eine einzige Achse, aber eine davon war die wochenlange Mißhandlung in der Gestapo-Haft. Er ist danach niemals wieder ganz gesund geworden und konnte nicht ausführlich darüber reden. In den fünfziger Jahren galt, von Adenauer und Strauß geprägt, das Leitbild pathologischer Gesundheit. Wer gezeichnet war und nicht vor Stalingrad gelegen hatte, durfte nicht zu viel davon zeigen. Nicht verbergen aber ließ sich zuweilen ein Aussetzen der Sprache mitten im Reden: Mund und Gedanken bewegten sich noch, aber es kam kein Ton mehr. Das geschah nicht oft, vielleicht ein- oder zweimal im Jahr, immer aber dann, wenn einer gestorben war, den er aus dem Widerstand kannte.

Nach 1945 hatte er ein Problem mit der SPD. Diesem Verein war er 1946 in der britischen Gefangenschaft beigetreten in der Hoffnung, daß hier auf einer erweiterten Plattform die Einheit der Arbeiterbewegung hergestellt werden könne. Als er dann in die Sowjetische Besatzungszone kam, als Professor und Justizfunktionär, gab es dort allein noch die SED, aber der alte Konspirateur blieb Sozialdemokrat. Was dann geschah, schildert er so: »Ein Kurier des Ostbüros der SPD war verhaftet worden. Daß dieses Büro damals schon mehr oder minder zur Agentur des amerikanischen Geheimdienstes herabgesunken war, wußte ich nicht. Behauptungen in dieser Richtung, wie sie von der SED-Führung verbreitet wurden, hielt ich für die üblichen Propaganda-Übertreibungen, die jeden Fraktionskampf in der Arbeiterbewegung begleiten.« Er ging dann in den Westen, weil er fürchtete, vom sowjetischen Geheimdienst gefaßt zu werden. So schildert er es in »Ein Leben in der Arbeiterbewegung«. Da, wo im Original »Ostbüro der SPD« steht, ist bei Suhrkamp, S. 204, ein Druckfehler: »Ortsbüro«. Anfang der sechziger Jahre haben sie ihn dann ausgeschlossen, weil er den SDS nicht im Stich ließ.

Abendroth als Wissenschaftler: Wie viele gute Juristen schrieb er häufig kurze Sachen, meist zu operativem Zweck, unaufhörlich, eine riesige Papierflut, an der ihn oft am meisten die aktuelle Wirkung des letzten Beitrags interessierte – und daraus ist dann doch geworden, worauf er es nicht angelegt hatte: ein Werk, in dem vor allem die Stücke glänzen. Sein Buch »Aufstieg und Krise der deutschen Sozialdemokratie«, nunmehr in der vierten Auflage, ist eigentlich ein ganz langer Aufsatz. Seitdem haben auch andere viel zu diesem Thema geschrieben, aber wie eine merkwürdige Farbe dringt durch alle diese Interpretationen, Dokumentationen, Wälzer immer wieder die Abendrothsche Fassung als einzige durch. Seine Auslegung des Sozialstaatspostulats hat eine wichtige Minderheitsrichtung in der Grundgesetz-Interpretationen begründet. Der Marxist wußte aber klar, daß nicht von einem Verfassungsartikel naiv erbeten werden darf, was nur durch die Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen und Politik zu schaffen ist. Über den Widerstand der Arbeiterbewegung hat er selber schon geforscht und Standard-Arbeiten angeregt, als rundum nur der Zwanzigste Juli zählte.

Er wollte wohl immer noch etwas anderes sein als nur Hochschullehrer: der intellektuelle Berater einer großen sozialistischen Arbeiterpartei, vielleicht wie Franz Mehring, Georg Ledebour oder August Thalheimer. Davon blieben nur Reste, die er deshalb auch besonders sorgfältig hütete: seine Verbindungen zu Otto Brenner, Philipp Pleß (dem langjährigen hessischen DGB-Vorsitzenden), in den letzten Jahren zu dem mittleren gewerkschaftlichen Nachwuchs, den er in der Frankfurter Akademie der Arbeit unterrichtete. Ein anderer Teil seiner Massenwirkung lief und läuft über die Schulstuben zwischen Flensburg und Konstanz, vor allem aber zwischen Melsungen und Bensheim, in denen seine ehemaligen Studentinnen und Studenten im heute eher randständigen Fach Gesellschaftslehre Köpfe bearbeiten. So war es allemal besser, als wenn er Staatsrechtslehrer geblieben wäre. Dies war seine Profession in der SBZ und hätte damals die

Legitimierung der Diktatur des Proletariats in der Stalinschen Fassung bedeutet. Das konnte er nicht. In der Bundesrepublik aber war die Staatsrechtslehre sehr bald wieder reaktionäres Hohepriesteramt. Die Sturheit seiner Feinde, die ihn ausgrenzten, und eigener Instinkt verwiesen ihn dagegen auf ein expandierendes Studiengebiet. Denn es war ein großes Glück, daß er gerade dann zur Stelle sein konnte, als massenhaft Lehrerinnen und Lehrer ausgebildet wurden. Die Geschichte läuft dem, der bei seiner Sache bleibt, nicht immer davon. Dann gibt es noch sozialdemokratische Minister, Oberbürgermeister und Landräte, die am Revers tragen, daß sie seine Schüler waren. Er war wohl stolz darauf, ohne sich, wenn es sich denn vermeiden ließ, konkret über das zu äußern, was die da machten.

Abendroth war von überschwenglicher Freundlichkeit und grenzenlos solidarisch innerhalb der Linken. Aber der Professor in Schlips und Kragen, der entlassene Sträfling im alt aussehenden Mantel schien zugleich aus einer fürchterlichen Kälte zu kommen. Die Verbindlichkeit war da zu Ende, wo sie seine Meinung über die kapitalistische Bundesrepublik und ihr politisches Führungspersonal verschmiert hätte: ein faules Ei von einer üblen Henne.

Als andernorts die Studentenbewegung schon auseinandergelaufen war, da bereiteten ihm Zwanzigjährige im überfüllten Audimax der Marburger Universität Anfang der siebziger Jahre Ovationen, die für ihn dennoch nicht Ersatz sein konnten für etwas ganz Anderes. Er hat einundzwanzig Jahre in Marburg gelebt, aber ich schließe aus, daß er jemals wußte, wo Sauers Gäßchen, die Scheppegewissegasse, Am Plan und andere Ecken und Winkel liegen. Als er seine letzte Vorlesung hielt, 1972, war der Möbelwagen schon gepackt, und er sah zu, daß er wegkam.

Ein bitteres Leben auch – und hat doch so vielen geholfen, die auf eigenen Beinen weitermüssen und dafür ihm das Wichtigste abgucken können, zum Beispiel die Berechenbarkeit seiner moralischen Reflexe und ein paar Maximen: Links von der SPD muß Platz geschaffen werden. Historischer Materialismus macht nicht allwissend, aber Verzicht auf ihn macht wehrlos. Die Taktik ist die Taktik, man muß da immer wieder raus. Die Fehler der eigenen Bewegung und die der sozialistischen Länder sind scharf zu kritisieren, aber es sind die Fehler der besseren Seite. Wer die Einheit will, und Marxist bleiben, der kann darüber zum Sektierer werden, und dazu muß er bereit sein.

Wolfgang Abendroth in KONKRET

- »Die Sauerei von Brandt« – KONKRET fragte Professor Wolfgang Abendroth nach Apo, Jusos, Streiks und Faschisten (Heft 1/74)
- Nachruf auf Robert Neumann (2/75)
- Der Fall Biermann – Wer isoliert wen? (12/75)
- Die verlorene Ehre der Bundesrepublik (4/76)
- Die Chance der Euro-Kommunisten (8/76)
- Ein neuer Stalinismus? (3/77)
- Die Wahrheit über die Ämter – Zur Problematik der Geheimdienstüberwachung in der Bundesrepublik (4/77)
- Fritz Lamm – ein Stück unserer Geschichte (5/77)
- Weg zum Selbstmord – SPD und Berufsverbote (8/78)
- Bebel, nicht Bernstein – Die Schulungsmaterialien der IG Metall (11/78)
- Mut vor Vorständen und Zentralkomitees – Nachruf auf Lelia Basso (2/79)
- Nur wer kämpft, kann siegen – Zur politischen Justiz in der Bundesrepublik (5/79)

Kritisch vorgedacht – Nachruf auf Herbert Marcuse (9/79)

Konkret 10/85, S. 40

Otto Köhler

A wie Abs, B wie ABs, S wie ABS

Hermann Josef Abs – »A wie Abs, B wie Abs, S wie Abs«, so er selbst – ist ein geborener Abs. Gezeugt wurde er vom Justizrat Josef Abs, Aufsichtsrat des Gerling-Konzerns und Aufsichtsrat der Rheinischen Feuerversicherungs AG, Aufsichtsrat der Kronprinz Versicherungs AG und Aufsichtsrat der Berg-Heckmann-Selve AG, stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender des Rheinischen Braunkohlensyndikats und stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender der Selve-Automobilwerke, von einem Mann also, dem auch schon »dank seiner Begabung« – so das Reichshandbuch der Deutschen Gesellschaft – »eine Anzahl wichtiger Posten in ersten Gesellschaften« übertragen wurde. Hermann Josef erbte auch diese Begabung: in der kräftigsten Blüte des Deutschen Reiches, 1941, hatte er ebensoviele Aufsichtsratsposten wie er Jahre zählte, nämlich vierzig. Das war jene Zeit, in der sein Arbeitgeber, der Vorstand der Deutschen Bank »gedrängt worden war, echte Nationalsozialisten in das Kollegium aufzunehmen und verdächtige Vorstandsmitglieder wie Hermann J. Abs zu entfernen«. So verbreitete es die Festschrift »100 Jahre Deutsche Bank 18701970«.

Ein echter Nationalsozialist namens Hermann Göring war früher ganz anderer Meinung. Im Sommer 1940 behauptete die Reichsbank, sie hätte einen Goldbestand von 77 Millionen Reichsmark. In Wirklichkeit aber besaß sie mehr als das Zehnfache. Mit diesem nicht ausgewiesenen Schwarz-Gold wollte der Reichsmarschall Geschäfte machen: Die zu niedrigem Kurs im Ausland gehandelten Anleihen sollten zurückgekauft werden und den Gewinn wollte er »für politische Zwecke einsetzen, ohne an kleinliche Gesichtspunkte der Finanzaufsicht gebunden zu sein«.

Der Mann, der dem Reichsmarschall dabei half, war Hermann Josef Abs. Geheime Reichssache vom 9. September 1940, paraphiert von Görings Staatssekretär Erich Neumann: »Gegen Mittag erschien Herr Abs bei mir, um sich nähere Instruktionen zu holen. Ich habe Herrn Abs gegenüber noch einmal betont, daß er von uns nicht qua Deutsche Bank, sondern nur als Einzelperson herangezogen sei und daß deshalb für ihn kein Anlaß bestehe, die Vorstandsmitglieder sowie seine Mitarbeiter in der Bank zu unterrichten. Herr Abs erwiderte, daß ihm dieser Punkt klar sei.«

Schon 1974 hatte der Wirtschaftshistoriker Hans Radandt im Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (»Hermann Josef Abs – Bankier im Geheimauftrag Görings«) diese vertrauliche Nebentätigkeit des großen Bankiers enthüllt. Radandt freilich lebt in Berlin (DDR) und das Jahrbuch erscheint dort – Grund genug, diese Nachforschung über Hermann Josef Abs hier gar nicht erst zur Kenntnis zu nehmen.

Unverständlich war das nicht. Zwei Jahre zuvor hatten Hermann Josef Abs und seine Deutsche Bank vor der 17. Zivilkammer des Landgerichts Stuttgart einen großen Sieg über den DDR-Schriftsteller Eberhard Czichon und dessen bei Pahl-Rugenstein in Köln erschienenes Buch »Der Bankier und die Macht« errungen. Und das lag nicht nur daran, daß Czichon – anders als der penibel arbeitende Radandt – Abs Dinge in den Mund gelegt hatte, die der so nie aussprach. Es lag auch an der Rechtsprechung dieser Kammer, die gewissenhaft darauf achtete, daß Abs nicht selbst vor Gericht erscheinen mußte, um von der Verteidigung befragt zu werden, und die Czichon sogar eine vielfach belegte Wertung verbot: daß nämlich Abs »maßgeblichen Einfluß auf die Nazi-Hierarchie gehabt« habe. Die Deutsche Bank würdigte den Ausgang ihres Verfahrens vor der 17. Kammer entsprechend: »Der Ausgang des Prozesses und das positive Echo, das die Urteile in der Öffentlichkeit gefunden haben, haben gezeigt, daß es richtig war, die mit dem Ziel der politischen Verteufelung verbreiteten Diffamierungen nicht einfach hinzunehmen, sondern durch das Gericht untersagen zu lassen.« Denn »es ist nicht auszuschließen, daß sich ähnliche Angriffe gegen namhafte Unternehmer und führende Repräsentanten der hiesigen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung in Zukunft wiederholen werden.«

Tatsächlich war dann einige Jahre lang kaum etwas Unerfreuliches mehr über deutsche Konzerne im Dritten Reich zu lesen.

Keine Rolle durfte im Abs-Verfahren gegen Czichon ein offizieller Bericht der Finanzabteilung der US-Militärregierung von 1946 spielen, der jetzt erstmals in einer historisch-kritisch kommentierten Ausgabe der deutschen Öffentlichkeit in der Anderen Bibliothek (OMGUS: Ermittlungen gegen die Deutsche Bank, Greno Verlag Nördlingen, 25 Mark) vorgelegt wird.

»Es wird empfohlen, daß 1. die Deutsche Bank liquidiert wird, 2. die verantwortlichen Mitarbeiter der Deutschen Bank angeklagt und als Kriegsverbrecher vor Gericht gestellt werden«. Das ist das Ergebnis der Untersuchungskommission .

Abs' Rechtsanwalt Josef Augstein klagte vor dreizehn Jahren den OMGUS-Bericht als »Racheerzeugnis emigrierter Juden« an und das Stuttgarter Gericht apportierte: »Die Meinung der Verfasser des OMGUS-Report ist für den vorliegenden Rechtsstreit nicht maßgebend.«

Tatsächlich bietet der auf Zeugenaussagen und Dokumenten beruhende OMGUS-Report eine Abs-Biographie, wie sie heute kaum mehr ein Verlag zu drucken wagte. Der Sohn vieler Aufsichtsräte trat mit 28 Jahren in das Bankhaus

Delbrueck, Schickler und Co. ein, dessen Teilhaber er in wenigen Jahren wurde. Von diesem Bankhaus aus betrieb er seit der Machtübernahme Hitlers die Reprivatisierung der drei Großbanken (Deutsche Bank, Dresdner Bank, Commerz-Bank). Zum Lohn bekam der 36jährige 1937 seinen Vorstandsposten bei der Deutschen Bank.

Auch Hitlers Regierung würdigte schon früh die Verdienste des jungen Abs. 1937 hatte sie ein Gesetz erlassen, daß die Zahl der Aufsichtsratsämter auf zwanzig für jeden Einzelnen begrenzte – für Abs aber gab es bald eine regierungsamtliche Sondererlaubnis, mehr Ämter zu besetzen.

Kurt Freiher von Schroeder, der Bankier, der am 4. Januar 1933 in seinem Haus Hitler, Papen und die deutsche Schwerindustrie miteinander verkuppelte, nannte 1945 den Einfluß von Abs auf die Hitler-Regierung »ungeheuer« und erläuterte: »Abs erwies sich für die Partei und die Regierung als sehr wertvoll, indem er seine Bank benutzte, um die Regierung bei Geschäften in den okkupierten Ländern und im sonstigen Ausland zu unterstützen.«

Man kann es auch umgekehrt r sehen, daß Abs – er war nie Nazi – Partei und Regierung benutzte, um die Geschäfte seiner Bank zu fördern. Emil Puhl, Vizepräsident der Reichsbank, meinte 1946, es sei das persönliche Ansehen von Abs in führenden Nazikreisen der Grund gewesen, warum »die zuständigen Regierungsbeamten die Expansion der Deutschen Bank in großem Umfang begünstigten«.

Manchmal war Abs schon da, bevor das Reich expandierte. Am 5. März 1938 nahm Hermann Josef Abs an einer Sitzung im Aufsichtsrat des Creditanstalt-Bankvereins Wien teil. OMGUS-Report: »Dem Bericht zufolge, den Hermann J. Abs (am 10.10.1945) über den Creditanstalt-Bankverein schrieb, wurde der Wunsch der Deutschen Bank, im Creditanstalt-Bankverein in den Besitz von Anteilen und Kontrollen zu gelangen, zu dieser Zeit nicht einmal erörtert.«

Sieben Tage nach dem Besuch in Wien marschierten Hitlers Truppen in Österreich ein. Und siehe: nach weiteren fünf Tagen gab es neue Verhandlungen, die dazu führten, daß Österreichs größte Bank alle Wünsche der Deutschen Bank befriedigte.

Alles klar? Natürlich nicht. Wozu gibt es die 17. Zivilkammer in Stuttgart. Obwohl Abs – laut OMGUS – noch 1945 gestanden hatte, worum es ihm am 5. März 1938 in Wien ging, entschied das Gericht, es sei »reine Spekulation«, zu glauben, daß Abs damals erfolglos versuchte, den Einfluß der Deutschen Bank auf die Österreichische Creditanstalt zu verstärken: »Glaubhafter erscheint demgegenüber die Darstellung des Klägers.«

Das Gericht nahm mit seiner Entscheidung Abs und die Deutsche Bank vor der »ehrenrührigen Behauptung« in Schutz, sie seien »Schrittmacher der nationalsozialistischen Eroberungspolitik« gewesen. Die Nazis sahen es, wie dem OMGUS-Bericht zu entnehmen ist, eher umgekehrt, sie sahen sich als Schrittmacher für die Eroberungspolitik der Deutschen Bank mißbraucht: »DB will rauben, ist mit 20 Mann in Wien angekommen, um die Ca zu übernehmen.« So formulierte es der Staatssekretär und SS-Obergruppenführer Wilhelm Keppler unmittelbar nach dem »Anschluß«.

Abs konnte die Konkurrenz selbst dann noch wegbeißen, wenn sie den fetten Bissen, auf den er scharf war, schon im Maul hatte. Der OMGUS-Bericht über die Folgen des deutschen Überfalls auf Belgien: »Trotz der ausgezeichneten politischen Beziehungen, die die Dresdner Bank zu Partei und SS hatte, war der Einfluß der Deutschen Bank, insbesondere von Hermann J. Abs, stark genug, um die ursprüngliche Entscheidung, die das Reichswirtschaftsministerium zugunsten der Dresdner Bank getroffen hatte, rückgängig zu machen und den Hauptanteil des Aktienbesitzes der Société Général der Deutschen Bank zu überlassen.«

Als für die Auslandsabteilung zuständiges Vorstandsmitglied fuhr Hermann Josef Abs einen Großteil der finanziellen Beute beim deutschen Eroberungsfeldzug in die Tresore der Deutschen Bank ein. OMGUS: »Die außerordentliche Ausdehnung der Deutschen Bank im ausländischen Bereich im Gefolge der deutschen Aggression hängt vor allem mit der Tatkraft und dem Einfallsreichtum von Hermann Josef Abs sowie mit seinen engen Beziehungen zum Wirtschaftsministerium und zur Reichsbank zusammen.«

Nach dem Krieg bedauerte die US-Untersuchungskommission, daß sie selbst Abs nicht verhören konnte. Während die OMGUS-Leute empfahlen, daß die »leitenden Mitarbeiter der Deutschen Bank von der Übernahme wichtiger oder verantwortlicher Positionen im wirtschaftlichen und politischen Leben Deutschlands ausgeschlossen werden«, arbeitete Abs in Hamburg unter dem Schutz der Engländer zunächst für die »Leitstelle« der Deutschen Reichsbank, jener Institution, die in ihren Gewölben das Zahngold der in den deutschen Vernichtungslagern ermordeten Juden hortete. Und während die einen US-Amerikaner noch darüber nachdachten, ob man Abs nicht als Kriegsverbrecher vors Gericht stellen müßte, betrauten ihn die anderen schon bald mit Vorbereitungen für den Marshall-Plan .

Die Deutsche Bank, die eigentlich zerschlagen werden sollte, erstand nach einigen Jahren Tätigkeit unter anderem Namen 1956 wieder unter der alten Bezeichnung, Abs wurde ihr unumschränkter Chef.

Als er sich endlich 1970 zum Ehrenvorsitzenden der Deutschen Bank wählen ließ und in Pension ging, fing er gleich wieder an. Sogar das Magazin »Capital« nannte Abs jetzt einen »Klassenkämpfer«, weil er in einem »Capital«-Interview

verkündete: »Wenn der Unternehmer nicht bereit ist zu kämpfen, verdient er unterzugehen. Seid nicht ängstlich und denkt nicht, daß die weiche Tour die Chance zum Überleben bietet.« Er ließ sich zum Präsidenten der Fondation Européene pour l'Economie (FEE) wählen, einer Unternehmer-Kampforganisation, die während der 68er Mai-Unruhen in Paris entstanden war. Auf einer Mitglieder-Versammlung im Haus der Deutschen Bank zu Frankfurt forderte Abs »Anstrengungen in der ideologischen Ausrichtung der Geschäftswelt« und einen »Militantismus« gegen »marxistische Doktrinäre«. Denn: »Seinerzeit verteidigte die Kirche die Unterdrückten gegen die Herrschaft der Prinzen, heute treten die Unternehmen gegen die Herrschaft des Staates für die Aufrechterhaltung des Sozialwesens ein.«

Aber auch noch höhere Werte vergaß der alte Kämpfer nicht: »Ganz allgemein sind die Ziele unserer Stiftung jedoch einmal geistiger Art und stehen zum anderen im Zusammenhang mit unseren Aktien.« Eineinhalb Jahre später variierte er diesen Spruch vor der Weltorganisation Christlicher Unternehmer: »Eine parlamentarische Demokratie ist geradezu dadurch charakterisiert, daß die Legitimation durch Wahlen und die Legitimation durch Privateigentum in einem Gleichgewicht stehen« – Flick kochte gleich darauf das Bonner Parlament nach diesem Rezept ab.

Konkret 10/85, S. 42

Hermann K. Stuppäck

Die Geschäfte der Familie Habsburg

Die Legende will: die Habsburger wurden 1919 aus dem Lande vertrieben. Bettelarm noch dazu. Doch auch hier hält sich die Wirklichkeit nicht an Legenden: dem Clan ist es gelungen, sich ausserordentlich wirkungsvoll an den Schaltstellen der Finanzwelt zu plazieren. Diskret, versteht sich. Denn Adel und Geld verpflichten

Wenn das Mitglied der CSU und des Europäischen Parlaments Dr. Otto Habsburg-Lothringen das paneuropäische Abendland verteidigt, geht es nicht nur um die geistigen Werte der paneuropäischen Reaktion. Es geht vor allem um allerhöchste Werte: zum Beispiel Diamanten.

Wie Otto Habsburg erfahren hat, steht den edlen Steinen das Wasser bis zum Hals. Im Dezember 1984 schlug er in seinem kryptomonarchistischen »Paneuropa«-Blättchen »o.k.« (»Österreich konservativ«) Alarm: »Vor einigen Wochen fand ein Kongreß der Diamentenbörsen statt . (...) Interessant war die Klage, die vor allem der angesehene Präsident Sylvain Zucker aus Antwerpen vorbrachte. Er berichtete vom Einbruch der Sowjetunion in den Diamanten-Weltmarkt, der die gesamte Preisstruktur in Unordnung bringt. Allein im ersten Quartal 1984 seien die sowjetischen Ausfuhren gegenüber dem Vorjahr um 46 Prozent angestiegen.«

Es geht, wie der Habsburger immer betont, im geostrategischen Abwehrkampf um »unsere Diamanten«. Da meint er natürlich nicht unsere, sondern seine - genauer: Die Beteiligungen des habsburgischen Familienclans an der Diamentenförderung im südlichen Afrika (Zaire, Namibia, Südafrika). Nebenbei geht es dort unten auch um »unser« Gold, »unser« Kupfer, »unser« Kobalt und was die afrikanische Erde noch an Bodenschätzen für »uns« bereithält. Und es geht natürlich .auch um die industrielle Verwertung dieser Rohstoffe.

Allerdings muß sich der unermüdliche Otto nicht auch noch selbst um die Finanzen der Familie Habsburg, die nach einer weitverbreiteten Legende im Jahre 1919 bettelarm aus der Heimat vertrieben worden sein soll, kümmern. Er ist im Rahmen der habsburgischen Hausmachtpolitik für die Repräsentation nach außen zuständig - er wurde schließlich zum Monarchen erzogen - während seine vier Brüder diskret im Hintergrund agieren - ein in jeder Beziehung »geostrategisches« Finanzimperium ist schließlich kein Tante-Emma-Laden, bei dein es auf den persönlichen Kontakt zur Kundschaft ankommt. Im Gegenteil.

Das Wichtigste in diesem Geschäft ist eine Bankverbindung, auf die man sich jederzeit verlassen kann. Am besten kauft man gleich eine ganze Bank: zum Beispiel das Haus Lubersac & Cie., Banquiers, in Paris. Seit 1967 heißt Lubersac & Cie. diskret »Compagnie Privée de Banque«. Ihr Präsident ließ sich im »Who's Who in France« unter dem schlichten Familiennamen »Autriche-Este« (»Archiduc d'«) eintragen. Er ist der zweitgeborne der Gebrüder Habsburg, den wir der Einfachheit halber kurz *Robert* nennen wollen. Schon im zartesten Alter erregte Roberts Finanzgenie öffentliches Aufsehen, Wie man einer ungarischen Zeitungsmeldung vom 8. Oktober 1918 entnehmen kann: »Der Kronprinz rief: 'Der Robert hat noch 20 Heller!' Aber der dreijährige Erzherzog Robert blieb unerbittlich: 'Die gehören für die Heidenkinder', sagte er und gab seinen Geldschaft nicht heraus.« Für die 20 Heller hatte er im Bankgeschäft dann später (nach 1945), bestimmt Verwendung: »Nach ausgedehnten Amerika- und Orientreiesen trat ich in die Banque d'Indochine als Attaché de direction ein. Wieder ging es auf Reisen, diesmal im Auftrag meines Hauses nach China, Indien und Südostasien. Ich wurde Beauftragter der Bank zur Sondierung von Investitionsmöglichkeiten in Afrika.« (Zitiert nach: Erich Feigl: Kaiserin Zita. Amalthea Verlag, 1982).

Auf die afro-asiatischen Heidenkinder werden wir noch zurückkommen - der Weg zu ihnen führt über Belgien. Am 22. September 1984 fand in Brüssel eine »Habsburger-Hochzeit« statt, wie es seit langem keine mehr gegeben hatte. Robert Habsburgs ältester Sohn *Lorenz* heiratete eine Nichte des belgischen Königs. Das war nicht nur für die noch immer intakten habsburgischen Bestrebungen, wenigstens irgendeine europäische Krone zu ergattern, von Bedeutung, das illustrierte auch nicht allein die traditionell inzüchtigen Beziehungen der Familie Habsburg-Lothringen zum belgischen Königshaus, das war vor allem äußerst vorteilhaft fürs Geschäft.

Belgien ist die eigentliche Drehscheibe für die Investitionen des multinationalen Bankhauses Habsburg. Hier residieren die Brüder *Karl Ludwig* und Rudolf. Ersterer beschreibt im Zita-Buch des k.u.k. Hofbiographen Feigl selbst seine berufliche Laufbahn mit eher dürren Worten: »... im Jahre 1945 verließ ich Österreich und wandte mich dem Wirtschaftsleben zu, zunächst durch meine Tätigkeit bei einem Konzern in New York. Ich wurde im Laufe der Jahre geschäftsführender Direktor und Verwaltungschef verschiedener von der 'Societe Générale de Belgique' kontrollierter Gesellschaften. «

Nun ist die Société Générale de Belgique der belgische Zweig der Société Générale de Banque mit Hauptsitz in Paris - neben der Deutschen Bank der mächtigste Bankkonzern Europas. Die Investitonen der »Compagnie Privée de Banque« können über die Kanäle der Societé Genérale problemlos zwischen Paris und Brüssel pendeln. Belgien ist ja überhaupt das Tor zur großen weiten Welt - dort sitzen nicht nur EG und NATO; in Antwerpen gibt es auch eine der größten Diamentbörsen der Welt.

Womit wir wieder am Anfang wären - bei den Diamanten: Im Jahre 1979 kamen 15,5 Millionen Karat Diamanten aus Zaire - ein Drittel der Weltförderung. Ein Jahr vorher hatten französische Fallschirmjäger in der früheren belgischen Kongo-Kolonie wieder für die natürliche Ordnung der Dinge gesorgt. Die Habsburger mußten sich nicht mehr selbst hinbemühen wie 1963, als die mittlerweile verstorbene Habsburg-Schwester *Adelheid* (laut offizieller Familienchronik eine »international anerkannte Afrika-Publizistin«) bei Tschombé »in Katanga durch UNO-Truppen fast ums Leben« gekommen sein soll.

Rudolf, der jüngste Bruder, hatte sich schon wenige Monate nach der Unabhängigkeit der Ex-Kolonie mit seiner Familie nach Belgien abgesetzt. Seit 1954 hatte er auf der Insel Idjwi im Kiwu-See gelebt, von wo er auch über die Bodenschätze des damaligen belgischen Mandatsgebiets Rwanda (Zinn, Wolfram, Tantalit, Beryllium, Gold) den rechten Überblick hatte. Der Erz-Herzog bevorzugt allerdings vornehmes Understatement: »Dort hatte ich die Leitung eines landwirtschaftichen Großprojekts zu übernehmen.«

Im allgemeinen haben die belgisch-habsburgischen Investitionen die »Entkololonialisierung« ganz gut überstanden - auch Mobutu wurde nach seiner »Zairisierungs»-Eskapade schnell klargemacht, daß die Ausplünderung des an Schätzen reichsten Landes Afrikas für ihn allein einige Nummern zu groß ist. Allerdings bedeutete das Ende des portugiesischen Kolonialreichs für das Erzhaus die größte Katastrophe seit 1918. Da muß einiges verlorengegangen sein, vor allem in Angola, dessen »Befreiung« vom sowjetisch-kubanischen Joch Otto Habsburg, der Geostratege, seit Jahren vehement fordert.

Fehlt nur noch der drittgeborene der Brüder, *Felix,* der ursprünglich für die militärische Karriere bestimmt gewesen war und vor der hitlerischen Annexion Österreichs als Militärakademiker in Wiener Neustadt bereits die Uniform der Republik getragen hatte. Er hat sein Hauptquartier seit Jahrzehnten in Mexiko, wo er sich nach eignen Angaben pudelwohl fühlt: »Nach dem Krieg arbeitete ich bis 1951 bei einer Investment-Gesellschaft in Mexiko. Seit 1952 bin ich Direktoriumsmitglied der Siporex de Mexiko, die unter schwedischer Lizenz Leichtmetallteile erzeugt. Seit 1958 bin ich außerdem Repräsentant der belgischen Stahlfirma Sybetra, ständiger Delegierter der größten Bank Belgiens, der Société Générale de Banque, in Mexiko, insgesamt in zehn Gesellschaften Präsident oder Direktor.«

Er wird zwar niemand angenommen haben, trotzdem sei noch einmal klargestellt: An Nicaragua liefert die mexikanische Habsburg-Fifiale keine belgischen Qualitätswaffen - aber sonst kann Felix mit seinen Geschäftserfolgen zufrieden sein: »Ich hab mein möglichstes jedenfalls getan; jetzt liegt es schon an unseren Kindern, die Fackel weiterzutragen!«

Und diese tragen schon eilig die Fackel weiter zu den Krisenherden - und die Schäfchen in die Schweiz. Jung-Lorenz, der Hochzeiter von Brüssel, der »ebenso wie sein Vater Erzherzog Robert als Bankkaufmann tätig ist« (»o.k.«), sitzt längst in Basel. Auch die meisten anderen Jung-Habsburger sind in Europa und Übersee schon fleißig im Geschäft.

Allerdings gibt es für die volle Entfaltung der habsburgischen Kreise ein ärgerliches Hindernis: das Reich des Bösen im Osten. »Es wäre natürlich schön«, schrieb Otto Habsburg im Dezember, »wenn wir weltweit marktwirtschaftliche Prinzipien anwenden könnten. Leider geht es nicht, weil die kommunistischen Mächte sich nicht an unsere Spielregeln halten. Darum müssen wir umdenken, in der Wirtschaft und in der Politik. Tun war das nicht, wäre das eine ständige Einladung an den Ostblock, uns auch weiterhin mit unseren eigenen Waffen zu schlagen.«

Da gibt's nur einen Ausweg: Die Schmutzkonkurrenz muß weg! Krieg ist schließlich die Fortsetzung der Wirtschaft mit anderen Mitteln. Leider haben noch immer allzuviele Leute im Westen diese unbegründete Angst vor dem großen Knall. Otto dagegen kennt sich aus in der Geschichte der großen Kriege: »Die Geschichte lehrt, daß ein Krieg so gut wie niemals dort angefangen hat, wo der vorhergehende aufhört. (...) Man kann daher heute in Frage stellen, ob, weil der Schlag von Hiroshima den Zweiten Weltkrieg beendete, ein dritter Weltkrieg unbedingt wie 1945 anfangen müsse.« Der Habsburger hält es da mit Solchenizyn: »Er beschwor uns, endlich einzusehen, daß wir umsonst auf einen dritten Weltkrieg warten. Wir seien bereits mitten in diesem ... «

Da hat er gar nicht so unrecht: »So gesehen sind wir bereits im subversiven Krieg zwischen der Sowjetunion (und) der freien Welt. (...) Ein subversiver Krieg wird vornehmlich auf zwei Ebenen geführt: auf der Ebene der Psychologie und durch den Einsatz von Stellvertretern.« Mit dem großen Verbündeten kann Otto jedoch nicht zufrieden sein: »Wenn sich auch die Amerikaner dank Reagan von der Lähmung der Carter-Regierung freigemacht haben, so ist Washington noch immer nicht fähig, in dem subversiven dritten Weltkrieg den Vordermarsch anzutreten. Auch Grenada war nur ein Abwehrkampf. Dabei ist klar: Erfolg kann man nur in der Offensive haben.«

Er weiß auch genau, wo die Offensive der Stellvertreter beginnen sollte: »... Afghanistan. Der Widerstand des afghanischen Volkes... wäre wirkungsvoll, wenn ihm der Westen jene Waffen zur Verfügung stellen würde, die es erlauben, die sowjetischen Hubschrauber abzuwehren.«

Das ist doch ein Angebot: Firma Habsburg liefert prompt. Und sehr diskret. Adel verpflichtet.

Konkret 10/85, S. 44

Werner Rügemer

Eureka als Alibi

Wie die US Wirtschaft von SDI verspricht sich die französische Industrie von Eureka einen kräftigen High-Tech-Push. Auch bei der europäischen Alternative zum Sternen-Krieg sind zivile und militärische Projekte nicht zu unterscheiden.

Beim Treffen von Vertretern aus 17 westeuropäischen Staaten am 17. Juli 1985 in Paris wurde Eureka offiziell aus der Taufe gehoben. Im Schlußkommuniqué wurde die Dringlichkeit betont, die für eine Zusammenarbeit Europas auf dem Gebiet der »Hochtechnologien« bestehe, wenn man im weltweiten Wettbewerb gegenüber den USA und Japan bestehen wolle. Es wurden Arbeitsgruppen eingesetzt, die präzise Projektvorschläge erarbeiten sollen.

Die französische Regierung hat für das erste Jahr eine Milliarde Francs zur Verfügung gestellt, Außenminister Genscher sagte den gleichen Betrag von 300 Millionen DM für die BRD zu. Das französische »Zentrum für System- und Hochtechnologie-Forschung« (CESTA) hatte in Paris einen Vorschlag auf den Tisch gelegt: 25 Projekte verteilen sich auf die Bereiche *Euromatique* (Großcomputer, Software, Künstliche Intelligenz, Mikroelektronik), *Eurobot* (Roboter, Laser), *Eurocom* (Kommunikations- und Steuerungssysteme, Optoelektronik) *Eurobio* (Gen- und Biotechnik, Agrar- und Pharmaproduktion) und *Euromat* (Werkstoffe, Materialforschung); ein zusätzlicher Bereich soll *Eurorail* sein (Hochgeschwindigkeitsstransport-Systeme auf der Schiene).

Sechs Projekte, die ein deutsch-französisches Forum vorgeschlagen hat, sind etwas genauer bekannt geworden:

1. Suprenum 10: Supercomputer für numerische Anwendungen, Kosten 800 Mio DM, Laufzeit sieben Jahre;

2. Chip 95: Integrierte Schaltungen mit geringsten Strukturen Kosten 3,5 Mrd. DM, Laufzeit zehn Jahre;

3. Pico-Chip: Integrierte Schaltungen mit Schaltzeiten unter einer Picosekunde, Kosten 500 Mio DM, Laufzeit zehn Jahre;

4. Famos: Flexibel automatisierte Montagesysteme für eine integrierte Fabrik im Weltraum, Kosten 500 Mio DM, Laufzeit zehn Jahre;

5. Eurosoft: Softwarefabrik zur Entwicklung von Software-Werkzeugen, Kosten 700 Mio DM, Laufzeit zehn Jahre;

6. Eurobot: Lernfähiger flexibler Roboter, Kosten 300 Mio DM, Laufzeit sieben Jahre.

Der Vorschlag zu Eureka geht von Frankreich aus. Es ist unter den wichtigen Ländern Westeuropas schon immer dasjenige Land gewesen, das sich der US-Globalstrategie am wenigsten untergeordnet und relativ eigenständige klein-imperialistische Ziele verfolgt hat. De Gaulle und andere bürgerliche Regierungen haben in der Nachkriegszeit eine von den USA immer relativ unabhängige Militär-, Energie- und Technologie-Politik betrieben: die auch nuklear ausgestattete »Force de Frappe«, die theoretisch nicht nur nach Osten, sondern in alle Himmelsrichtungen gerichtet und nicht direkt in die NATO einbezogen war; die zahlreichen Kernkraftwerke, die schon seit den 50er Jahren gebaut wurden und die dazu geführt haben, daß in Frankreich der Anteil der kommerziellen Atomkraft am höchsten ist; die zentralistische staatliche Forschung in den Hochtechnologie-Bereichen, die die Führung Frankreichs bei den meisten europäischen Technologieprojekten ermöglicht hat: Weltraumrakete Ariane, Airbus, Europäische Weltraumagentur (ESA). Auf diesen Voraussetzungen baut Frankreich heute Eureka auf.

Neue Militärdoktrin Frankreichs: eigene Weltpolitik

Im Februar 1985 erklärte Präsident Mitterrand: »Frankreich hat seinen Partnern einen Vorschlag für eine europäische Weltrauminitiative gemacht, die in den nächsten 30 Jahren die strategische Weltlage verändern wird, einschließlich der nuklearen Strategie... ich habe unseren Partnern klargemacht, daß Frankreich dies auch alleine ausführen wird, wenn Europa sich verweigert.«

Frankreich will wieder »Weltpolitik« machen. Das Modernisierungsprogramm der Streitkräfte für die Jahre 1984-88, das unter anderem die Verdoppelung der Zahl der seegestützten Atomraketen, die Indienstnahme der ersten nuklearen Angriffs-Unterseebotte und der neuen Jäger-Generation »Mirage 2000« beinhaltet, ist begleitet von einer Reihe strategischer Neuorientierungen: die im Juli 1985 vorgestellte »Schnelle Eingreiftruppe« (FAR, Force d'Action Rapide) mit etwa 60.000 Mann, die vor allem auf dem Gebiet der BRD eingesetzt werden soll; die Erweiterung der »vitalen Interessen« Frankreichs über das Territorium des eigenen Landes hinaus auf ganz Westeuropa; die ausdrücklich antisowjetische Stoßrichtung, etwa bei der Aufgabenbestimmung für den geplanten französischen Aufklärungssatelliten. Die Reaktivierung der Westeuropäischen Union für die Ausweitung der Rüstungsproduktion und für Kriegsführungssysteme im Weltraum geht ebenso auf Frankreich zurück wie die vermehrten gemeinsamen Manöver von französischen Streitkräften mit US-amerikanischen.

Viele haben es bemerkt: die Projekte und Bereiche von Eureka überschneiden sich weitgehend mit denen von SDI. SEL-Vorstands-Mitglied Meekinger: »Verblüffend hoher Grad an Übereinstimmung der Technologie-Matrix von SDI und

Eureka.« Für die vermehrten Atomraketen, für den Aufklärungssatelliten, für die mikroelektronisch zu modernisierenden Waffen, für den Kommunikationsbedarf der Schnelle Eingreiftruppe, für die Führung der »Mirage 2000« usw: dafür ist ein Schub neuer Technologien nötig. Vor allem die französischen Atomraketen werden durch SDI entwertet. Der Auslöser des Projekts Eureka, SDI, ist ein militärisches Projekt, und Eureka ist deshalb zunächst und aus französischer Zielsetzung ebenso ein militärisches Projekt. Der Verteidigungsexperte. der Sozialistischen Partei, Didier Motchane, läßt daran auch keinen Zweifel: »SDI würde Europa der Vernichtung preisgeben, wenn die europäischen Nationen nicht gemeinsam die Verantwortung für ihre Zukunft und ihr Überleben übernehmen. Das ist der Sinn des Projekts Eureka, dessen nächstliegende Anwendungen nicht militärisch sind, das aber *den Weg zu einer zukünftigen Verteidigung Euro*pas vorbereitet.«

Das »hochtechnologische Europa« unter französischer Führung

Frankreich hat über die letzten Jahrzehnte hinweg stetig in vielen Bereichen neuer Technologien seine führende Rolle ausgebaut: bei den Kernkraftwerken mit den Kapazitäten für Urananreicherung, Entsorgung und Wiederaufbereitung (Eurodif und La Hague), die von vornherein auf europäische Dimensionen angelegt sind. Mit dem Schnellen Brüter »Super-Phénix« ist Frankreich bisher als einziges europäisches Land in der Lage, seine Raketen mit dem notwendigen Nuklearmaterial zu versorgen und das Ausgangsmaterial für die eventuelle französische Neutronenbombe zu liefern.

Auch bei wichtigen gemeinsamen europäischen Technologieprojekten hat Frankreich eine unbestrittene Führung: beim Europäischen Kernforschungszentrum (CERN), beim Airbus, insbesondere aber beim wichtigsten Projekt, der europäischen Weltraumagentur (ESA, European Space Agency). ESA wurde 1975 gegründet, hat seinen Hauptsitz in Paris, beteiligt sind England, die BRD, Frankreich, Schweden, die Schweiz, Belgien, Niederlande, Dänemark, Irland, Italien, Spanien. Mit der Transportrakete Ariane können Satelliten im Weltraum ausgesetzt werden. Weitere Pläne zielen auf ein bemanntes, wiederverwendbares Raumschiff, eine europäische Weltraumstation, dem Raumgleiter Hermes, eine neue Serie von Satelliten für Erdbeobachtung und Kommunikation. Eine Raumsonde wird im nächsten Jahr mit dem alle 76 Jahre auftauchenden Halley'schen Kometen für wissenschaftliche Experimente zusammentreffen – ein Unternehmen, das die Amerikaner mit Neid beobachten. Ariane ist eine echte Alternative zur NASA geworden: erfolgreicher, zuverlässiger, billiger. Ariane transportiert einen Satelliten für die Hälfte des Preises im Vergleich zur NASA.

Ein weiterer Strukturvorteil der französischen Industrie ist der hohe Anteil verstaatlichter Unternehmen, gerade im Bereich der Rüstung und der neuen Technologie. Bedeutsam sind hier auch die Aktivitäten dieser Konzerne im Ausland; so hat etwa Thomson in der BRD die Unternehmen Dual, Nordmende, Saba und Telefunken aufgekauft oder entscheidende Anteile erworben.

Auf dieser Basis will Frankreich in die Konkurrenz zwischen den Technologie-Großmächten USA und Japan eingreifen, sich Marktanteile der Zukunft sichern. Auch hier hat Eureka eine wesentliche Funktion, ist also keineswegs »nur« als militärisches Projekt geplant. Mehr noch als SDI soll Eureka auch ein Instrument im zivilen Technologie-Krieg sein.

Welche negativen Auswirkungen bereits die Vorphase von Eureka hat, ist an der Entwicklung des CERN sichtbar. Als 1983 die CERN-Wissenschaftler Rubbia und Van der Meer den Physik-Nobelpreis für die Entdeckung von bisher unbekannten subatomaren Elementarteilchen (Bosons) erhielten, wurde auch in der Öffentlichkeit klar: die europäische Kernforschung ist in wichtigen Bereichen der amerikanischen überlegen. Der CERN-Teilchenbeschleuniger wurde für die Forschungen über die instabile Struktur der Protonen zum Atomzertrümmerer weiterentwickelt, was in den USA nicht gelungen ist. Diese Erfolge in der Erforschung der subatomaren Materie - als Grundlagenforschung für die Entwicklung neuer Generationen neuer Technologien unabdingbar – waren aber nicht nur aufgrund der besseren Forschungsanlagen möglich, sondern auch Dank einer effektiveren Forschungsorganisation, die in den USA so nicht existiert. Die Wissenschaftler des CERN – etwa 7000 – sind in der Planung ihrer Arbeit weitgehend autonom. Sogar Wissenschaftler aus sozialistischen Ländern sind beteiligt.

Seit einigen Jahren hat die US-Regierung darauf gedrängt, die wichtigsten Teile des CERN in die USA zu verlegen. Die französische Regierung hat dies mit der allmählichen Austrocknung ihres Beitrags zum CERN beantwortet, die englische und die bundesdeutsche Regierung werden wohl folgen. Stattdessen werden die Mittel auf Eureka dirigiert.

Der Kampf um den Weltmarkt der neuen Technologien

Die »neuen Technologien« gelten als der Wachstumsmarkt der Zukunft. Dabei spielt der Weltraum eine immer wichtigere Rolle: einmal wegen der Waffen, Systeme und Anlagen, die im Weltraum installiert werden, zum anderen aber als Produktionsstätte: unter den Bedingungen der Schwerelosigkeit laufen bestimmte biologische Prozesse, soweit man heute weiß, bis zu 400 mal schneller ab, als auf der Erde.

Der französische Ministerpräsident Fabius ist hier keineswegs unbescheiden: »Der große Markt, den wir im Auge haben, ist der amerikanische Markt; die Bündnisse, die wir schließen wollen, sind diejenigen, die uns erlauben, dieses Ziel zu

erreichen.« Die »Bündnisse« dieser Art sollen in und durch Eureka gebündelt werden. So wie die Schwächen der US-Industrie nicht zuletzt über SDI durch Auspowerung der »Verbündeten« und kapitalistischen Mitkonkurrenten behoben werden sollen, so ähnlich versucht Frankreich, die technologischen und ökonomischen Potentiale der anderen westeuropäischen Länder über Eureka für sich auszunutzen. Das neue, stark ausgeweitete Technologie-Förderungprogramm der EG, auf zehn Jahre bis 1995 angelegt, ist wesentlich an den französischen Bedürfnissen orientiert.

Mit Eigengewicht: Die europäischen Technologiekonzerne

Im Juni 1985 schlossen sich die größten westeuropäischen Technologiekonzerne zu einem Konsortium zusammen: man will sowohl an SDI wie an Eureka »teilnehmen«, also Profit machen. Es sind Siemens, Philips (Niederlande), General Electric (England) und Thomson (Frankreich).

Es gibt Vorverträge zwischen einzelnen Firmen, die gemeinsam an Eureka »teilnehmen« wollen: Matra und Norsk Data, Bull und Siemens, Thomson und Siemens/General Electric/ Philips, Aérospatiale und Messerschmidt-Bölkow-Blohm usw . usf. Dies sind aber wiederum weitgehend Firmen, die sich auch für SDI interessieren. Ein großes Interesse, daß die Firmen sowohl an SDI wie auch an Eureka teilnehmen, haben die finanzierenden Banken, in nicht unbeträchtlichem Ausmaß übrigens US-Banken; die Profitabilität wäre natürlich höher, wenn zweimal verkauft werden kann, an SDI wie an Eureka. Dies ist auch der wesentliche Hintergrund für das bisherige Zögern bundesdeutscher Firmen, und der Grund dafür, daß ständig bittstellernde Delegationen aus der BRD in die USA fahren, um eine staatliche Rahmenvereinbarung für die Teilnahme an SDI zu erreichen: die für SDI entwickelten Technologien sollen neben einer sonstigen Weiterverwendung auch für den profitablen Zweitverkauf an Eureka zur Verfügung stehen (oder umgekehrt).

Ohne die Konzerne läuft nichts, das wissen sie, und sie organisieren einige wichtige Bedingungen, um sich besser zu verkaufen. Der hohe Grad der internationalen Verflechtung der High-Tech-Industrie begünstigt ohnehin solche Strategien. Die Internationale derer, die ohne die geringsten Skrupel über den militärischen, menschheitsbedrohenden Charakter ihrer Produkte hinwegsehen, ist weltweit organisiert – was den Kampf bis aufs Messer, vor und hinter den Kulissen, nicht ausschließt. Für die Kohl-Regierung schließen sich SDI und Eureka inzwischen gegenseitig nicht aus, ergänzen sich vielmehr. Mitterrand, der SDI ursprünglich ablehnte, will nun zwischen SDI und Eureka »kleine Stege« bauen.

Eureka ist noch nicht die europäische und zivile Alternative zu SDI

SDI hat bei westeuropäischen Regierungen und herrschenden Kreisen die Einsicht befördert, daß die Militärstrategie der USA die Sicherheit Europas als untergeordnet einstuft. Befördert worden ist auch die Einsicht, daß ebenso die amerikanische Technologie- und Wirtschaftspolitik die »Verbündeten« einschnürt und die Beziehungen auf allen Ebenen immer mehr zu Einbahnstraßen in die USA werden.

Eureka ist der Ausdruck dafür, daß eine europäische zivile und friedenssichernde Alternative zum amerikanischen Kurs überlebensnotwendig ist. Freilich bedeutet es, dieser Einsicht bereits die Spitze abzubrechen, wenn, wie es in der Erklärung der Sozialistischen Partei Frankreichs zur Sicherheit Europas heißt, die »divergierenden, ja gegensätzlichen Interessen« von USA und Europa »Im Rahmen der NATO« (»au sein de l'alliance«) ausgleichen zu` wollen.

Eureka ist, so seriös es auch präsentiert werden mag, bisher ein höchst unseriöses Unternehmen. Es besteht aus Vorschlägen, die vor allem unklar und vieldeutig sind. Hinter den Kulissen wird gerangelt, Unternehmen konkurrieren und kooperieren, US-Unterstaatssekretäre jagen von einer Geheimkonferenz zur nächsten, Militärs wollen stärker mitreden. Einige Widersprüche haben sich allerdings deutlicher herausgeschält:

I. Frankreich kann Eureka, kann seine illusorischen Weltmachtinteressen nicht alleine realisieren. Indem es aber nun, über den EG-Rahmen weit hinaus, mit 16 europäischen Staaten zusammenarbeiten will, treten zugleich Interessenunterschiede hervor. Zunächst der Widerspruch der BRD: die Kohl-Regierung hielt zunächst aus blindem Vassallentum gegenüber den USA eine europäische Alternative für unnötig. Aber wegen der technologischen und ökonomischen Vorteile, die man sich denn doch erhofft, hat man Blut geleckt. Und vermutlich spielt der alte Traum, doch noch die Verfügung über Atomwaffen zu bekommen, eine Rolle: durch die Mitgestaltung von Eureka hofft man wohl über die französische Nuklearmacht eines Tages mitverfügen zu können. Da mag auch das alte Kalkül wieder da sein: »Deutschland« ist ökonomisch stärker, es wird das ökonomisch schwächere Frankreich, das sich in illusionäre Weltmachträume verliert, letztlich doch einsacken? So daß am Ende das alte Strauß'sche Konzept eines starken Europa auf diesen krummen Wegen doch noch fröhliche Urständ feierte? 2. Der Interessengegensatz von Frankreich und der Bundesrepublik auf der einen Seite und den 15 anderen Staaten auf der anderen Seite hat sich wenige Wochen nach Bekanntgabe von Eureka vertieft. Beim letzten Europa-Gipfel in Mailand wurde von den Regierungen Frankreichs und der BRD das »Europa der zwei Etagen«, der »zwei Geschwindigkeiten« oder wie es beschönigend auch immer genannt werden mag, einzurichten versucht: oben die alles bestimmende Achse Paris-Bonn, darunter der Rest. Mit Speck fängt man Mäuse, mit Friedensbeteuerungen fängt man gegenwärtig kleine Länder. Der französische Forschungsminister Curien auf die Frage, ob Eureka ein ziviles oder ein

militärisches Projekt sei: »Viele europäische Länder haben nicht viel übrig für die Mobilisierung der Industrie zu militärischen Zwecken. Die europäische Zusammenarbeit muß sich daher zunächst auf zivile Gebiete erstrecken, vor allem wenn wir Länder wie Österreich, die Schweiz oder Schweden zur Teilnahme gewinnen wollen. Der Fortschritt auf dem Gebiet der Informatik ist für zivile wie militärische Programme entscheidend, es handelt sich um die gleichen Schaltkreise und Rechner.«

3. Daß schließlich auch zwischen Frankreich und der BRD gerade auf dem Gebiet neuer Technologien und des Militärs tiefgreifende Interessenunterschiede bestehen, zeigte zuletzt die Auseinandersetzung um den geplanten »Jäger 90«, an dessen Bau Frankreich nun endgültig nicht teilnimmt.

Eine europäische und zivile und friedenssichernde Alternative zu SDI ist nötig. Hier würde sich europäische Zusammenarbeit endlich einmal im großen Stil lohnen. Doch wer eine solche Alternative will, kommt an folgenden essentials nicht vorbei: –

sie darf sich nicht gemütlich neben SDI einrichten, sondern muß dazu beitragen, daß SDI weder technologisch noch ökonomisch noch politisch möglich wird, –

sie darf nicht einmünden in eine eigene westeuropäische Raketenabwehr, –

Beteiligungen europäischer Firmen an SDI müssen unterbunden werden, –

»Beweise, daß Eureka im Interesse der Arbeitnehmer begonnen und durchgeführt wird, stehen noch aus«, erklärte die IG Metall.

Es ist von den Bedürfnissen auszugehen: Arbeitsplätze schaffen, leichtere und effektivere Arbeit, sinnvolle Arbeitsplätze, Umwelterhaltung, Friedenssicherung, billigere und gesündere Produkte. –

Die Forschungen müssen frei zugänglich sein, nach dem erfolgreichen Vorbild des CERN. Wissenschaftler aller europäischen Länder einschließlich der sozialistischen müssen gleichberechtigten Zugang haben. Das Angebot der DDR für eine Mitarbeit an Eureka liegt auf dem Tisch, die Kooperation der Sowjetunion mit der ESA und bei der Beobachtung des Halley'schen Kometen erfolgt zur beiderseitigen Zufriedenheit. –

Der Weltraum darf nicht privaten Interessen und militärischen Strategien unterworfen werden, denn für die Zukunft der Menschheit ist er zu wichtig. Eine internationale Weltraumorganisation, die über den friedlichen Zweck der Weltraumnutzung und den gleichberechtigten Zugang für alle zu wachen hat – so der Vorschlag der Sowjetunion – sollte eingerichtet werden.

Konkret 10/85, S. 48

Michael Lichtwarck

Der Asylantenkönig und die armen Leute vom Proviantbachviertel

Eine Augsburger Geschichte um Otto Schnitzenbaumer, Hans Glöggler, Bert Brecht und die Leute, die bei der Arbeit mit den weichen Stoffen harte Hände bekommen haben.

Der Herr da vorn in der Versammlung, dem das Hemd gleich platzt vor gerechtem Zorn, der Herr W., der gehört von rechts wegen gar nicht hier her ins Proviantbachquartier. Aber, wo er schließlich nur sagt, was längst einmal gesagt gehört.

Außerdem: Herr W. hat solide Interessen zu verteidigen im Proviantbachquartier, ein tüchtiges Stück Grund und Boden gehört ihm hier. Auf das wird er Wohnblocks bauen. Wer wird noch mieten wollen in seinen Wohnblocks, wenn erst die Asylantenflut reinschwappt ins Proviantbachquartier?

»Wenn die Asylanten kommen, verlange ich von der Regierung eine neue Straßenbeleuchtung«, sagt Herr W., und, weil man ja sieht, wohin man gekommen ist mit der ewigen Bescheidenheit, fährt er gleich fort: »Wenn die kommen, verlange ich einen höheren Zaun; für meine komplette Familie will ich einen Waffenschein. Die Erfahrungen haben doch gezeigt, wie gefährlich diese Leute sind . « Die Versammlung klatscht Beifall.

Bürgersprechstunde der SPD gemeinsam mit der »Arbeitsgemeinschaft Proviantbachquartier« in der Gaststätte »Schlachthof« in Augsburg. Die Regierung will einige Dutzend Asylbewerber in der Proviantbachstraße Nummer 10 unterbringen. Die Leute aus dem Viertel haben in der »Augsburger Allgemeinen Zeitung« gelesen, daß sich deswegen bei ihnen »die Emotionen dem Siedepunkt nähern«, daß sie »den Aufstand gegen das Asyl-Lager proben«, ja sogar; daß einige von ihnen »auf die Barrikaden gehen wollen«. Deshalb sind sie heute nachmittag hier.

Dem Grundstücksbesitzer W. klatschen Männer und Frauen Beifall, die ihr Leben lang für den Textilzaren Glöggler weiche Stoffe gewebt haben. Davon haben sie am Ende harte Hände behalten. Immer haben sie hier gelebt, in Häusern, die ihnen nie gehört haben. Sondern der SWA oder dem Otto Schnitzenbaumer. Am Wochenende haben sie sich ein eigenes Klo in die gemietete Wohnung gebaut. Die Treppenhäuser haben sie aus der eigenen Tasche hergerichtet, da hat man ihnen nie was nachsagen können. Es ist ihr Stadtteil. Es ist ihr Leben. Es hat immer dem Glöggler und dem Schnitzenbaumer gehört, wie ihre Wohnungen.

Doch, meinen sie, doch da habe er schon recht, der zornige, unbescheidene Herr W., wenn er einen Waffenschein verlangt. Irgendwann muß man sein Sach selber in die Hand nehmen und denen zeigen, daß man wer ist, mit dem gerechnet werden muß.

Nein, sagt der Grundstücksbesitzer W., nein er persönlich habe gegen Ausländer eigentlich nichts. Jedenfalls nichts gegen Türken. Schließlich arbeiten in seiner Gärtnerei 30 Stück davon. Mit denen käme er tadellos zurecht. Von denen würde keiner ein Wort sagen gegen ihn.

Die Menschen aus dem Proviantbachquartier, Rentner, Mieter, Textilarbeiter nicken wieder. Nein, sie persönlich haben eigentlich genauso wenig gegen Türken, Jugoslawen, Italiener wie der Grundstückbesitzer W. Fast drei Viertel der Menschen im Proviantbachquartier sind Ausländer. Die Männer gehen ihre 10, 12 Stunden beim Thosti auf den Bau oder auf Nachtschicht in die Kammgarn. Sie zahlen 200 Mark für ein feuchtes Zimmer. Leicht haben die es auch nicht. Zehn, fünfzehn Jahre wohnen viele schon hier. Einen Haufen vorlaute Kinder haben sie halt, wie die Karnickel, und die Frauen sitzen einfach am Rasen in der Sonne und stricken und reden in ihrer Sprache, die keiner versteht. Jetzt sollen sie raus, Platz machen für Asylanten aus der Türkei, Sri Lanka und Pakistan. Die eh nur herkommen, weil sie Hunger haben und denken, wir füttern sie schon mit durch. Die kommen her, weil sie in unseren Asylantenlagern immer noch besser leben als in ihrer schmutzigen Heimat.

Ungerecht ist das. Da hat er recht, der Herr. W.

Einer fehlt an diesem Freitagnachmittag im »Schlachthof«, obwohl man ihm manches zum Sagen gehabt hätte: Otto Schnitzenbaumer, der Besitzer des Proviantbachquartiers. Der als kleiner Mann angefangen hat wie wir alle und jetzt ist er plötzlich Millionär und seine Wohnungen und seine Häuser arbeiten für ihn.

Frage der »Augsburger Allgemeinen Zeitung« an Otto Schnitzenbaumer: »Womit haben Sie Ihre erste Mark verdient?«

Schnitzenbaumer: »Als Schüler habe ich die großen Ferien in Freienried bei Odelzhausen verbracht. Am Sonntag nach dem Kirchgang verdiente ich mir pro Stunde 40 Pfennig mit Kegelaufsetzen in der Wirtschaft.«

Wie der Otto später aus den kurzen Hosen rausgewachsen ist, hat er zwar seinen Kirchgang noch immer gemacht, aber das meiste Geld hat er jetzt mit seinen Konkursen gemacht, zuerst in der Baubranche, dann in der Hotelbranche (die Augsburger haben im Wittelsbacherpark mit dem Hotelturm sogar ein richtiges Denkmal seiner Tüchtigkeit), dann in der Immobilienbranche und jetzt also in der Asylantenbranche. Jeder, der bei ihm arbeitslos geworden ist, hat den Schnitzenbaumer noch reicher gemacht.

Frage der »Augsburger Allgemeinen Zeitung« an Otto Schnitzenbaumer: »Wie reich sind Sie?«

Schnitzenbaumer: »Ich weiß es nicht. Ich bin reich an Erfahrungen und sicher vermögender, als manch anderer Zeitgenosse, wobei ich der Meinung bin, daß Vermögen verpflichtet.«

Frage der »Augsburger Allgemeinen Zeitung« an Otto Schnitzenbaumer: «Sie planen Projekt über Projekt. Frißt einen da die Arbeit nicht auf?«

Schnitzenbaumer: »Ich bin engagiert, finde aber immer Zeit für meine Familie und mich. Pro Woche sitze ich höchstens acht Stunden im Büro. Ich lese fast keine und diktiere fast keine Post, führe fast kein Telefongespräch. Von der allgemeinen Büroarbeit bin ich also weitgehend frei.«

AZ: »Stichwort Freizeit...«

Schnitzenbaumer: »Am Samstag fliege ich auf die Seychellen im Indischen Ozean. Ich will einmal von Insel zu Insel segeln. Das dort ist das letzte Paradies auf dieser Erde. Am Strand von Mahé habe ich mir inzwischen ein Haus gekauft.«

Auch der Otto Schnitzenbaumer hat persönlich nichts gegen Ausländer. Er hat nichts gegen Tamilen, die ihre Insel Sri Lanka im paradiesischen Indischen Ozean verlassen, um in Schnitzenbaumers feuchten Zimmern im Proviantbach zu leben. Im Gegenteil: der Otto Schnitzenbaumer hat persönlich eine Menge von den Asylanten.

Die Regierung hat beschlossen, die Asylanten zum Zwecke der Abschreckung in Lager zu pferchen. Schnitzenbaumer verdient an der Abschreckung: Wo vorher ein einziger türkischer Gastarbeiter gewohnt hat, da kann man heute komfortabel vier pakistanische Asylanten unterbringen, die entsprechend erhöhte Miete übernimmt die Regierung. Denn es muß sich für einen Unternehmer doch auszahlen, wenn er den Schneid aufbringt, die Asylanten gegen den geballten Volkszorn in seinen Häusern unterzubringen .

Herr Schnitzenbaumer schätzt die Asylanten.

Herr Schnitzenbaumer schätzt den Haß auf die Asylanten.

Das treibt die Mieten.

Herr Schnitzenbaumer schätzt die Regierung, die sich die Abschreckung etwas kosten läßt. Die von Steuergeldern, von Geld aus der Rentenkasse oder der Sozialkasse gerne und reichlich Schnitzenbaumers Mieten im runtergewohnten Proviantbach bezahlt. Der Millionär Otto Schnitzenbaumer lebt so von Sozialhilfe. Von unserer, genaugenommen.

Was wollen die Asylanten denn bei uns, fragen sich die Leute mit den harten Händen im Proviantbach. Sie mußten fliehen, sagen sie – in Wirklichkeit wollen sie hier nur ein besseres Leben. Wie unbescheiden das ist. »lch jedenfalls hab' für meine Kinder damals auch keine Pampers gehabt wie die Tamilen heute«, sagt eine, die hier groß geworden ist, »bei uns hat es damals auch nur zu Stoffwindeln gelangt.« Und weil eine Gerechtigkeit schließlich sein muß, brauchen die Tamilen auch keine Pampers. In diesem reichen Land ist es trostreich und beruhigend zu wissen, daß es welche -geben muß, denen es noch schlechter geht.

Die Asylanten leben ohnehin auf unsere Kosten, sagen manche. Die Zahlen sagen etwas anderes: Für jede Mark Entwicklungshilfe fließen eine Mark fünfzehn zurück in die Kassen der westdeutschen Konzerne. 1,4 Millionen Menschen haben hier Arbeit, weil knapp acht Milliarden Mark Entwicklungshilfe jährlich den Warenexport und die Kapitalanlagen der westdeutschen Unternehmer im Ausland staatlich mitfinanzieren. Helfen tut dies weder uns noch denen: Pakistan z. B. ist ein Land, das Traktoren braucht, Brunnen, Pflüge und Schulen. Stattdessen liefert die Firma Siemens für Millionen Mark ein digital vermitteltes Telefonnetz dorthin. Pakistan wird ärmer, die Siemensarbeiter kriegen keinen Pfennig mehr Lohn, aber die Siemensaktionäre werden reicher. Am 4. Dezember 1984 schreibt Siemens-Vorstand Kaske dem Entwicklungsminister Warnke einen Dankesbrief: »Der Export dieser 'high technology' ist ein wesentliches Element für die Förderung und den Erhalt unserer Weltmachtstellung . «

Das schwarzafrikanische Land Togo holzt seine Wälder ab, mit tatkräftiger Unterstützung westdeutscher Unternehmen, die dafür Entwicklungshilfegelder beziehen. So wird Holzkohle zum Grillen im Garten hergestellt. Auch so werden die Dürre und der Hunger in Schwarzafrika hergestellt.

Die Unbescheidenen, die vor diesem Hunger fliehen, die Unbescheidenen, die fliehen müssen weil sie gegen den Hunger kämpfen, die in das Land fliehen, das den Hunger ihrer Völker produziert, die hierher fliehen – die leben auf unsere Kosten? Es ist schon so: Was die Regierung den Asylanten gibt, das nimmt sie den Rentnern und den Arbeitslosen. Statt daß die Asylanten auf Kosten von denen leben, die den Hunger und die Folter und das Unrecht in ihrer Heimat produzieren – auf Kosten der Firmen Siemens, MBB oder Renk.

Auch ein Asylant: Der Glöggler Hans, Arbeitersohn, der Pleitemillionär. Die Leute mit den harten Händen, die ihr Textilarbeiterleben lang nur arbeiten gelernt haben, halten von der Politik nichts und noch weniger von den Politikern.

Der Glöggler Hans, bei dem die meisten früher geschafft haben, hat sie verkauft mitsamt Betriebsrenten und Werkswohnungen im Proviantbachquartier, umstandslos wie eine Herde Rindvieh. Glöggler, Schnitzenbaumerspezi und ebenfalls Pleitemillionär, sitzt im warmen französischen Asyl. Dem »Spiegel« erzählt er, daß er den Freistaat Bayern verklagen will, weil der ihm 1976 seinen Konzern »vorschnell zerschlagen« hätte:

»Geld, so sagt er, sei ihm dabei nicht wichtig, ihm gehe es um die Ehre. Als jüngstes von acht Kindern in einer Kaufbeurer Arbeiterfamilie habe er immer beweisen wollen, daß »ich etwas fertig bringe«.

Vor allem den hochnäsigen, alteingesessenen Augsburger Industriellenfamilien will er es zeigen, die ihn nie richtig akzeptiert hätten: »Betrüger laß ich mich von denen nicht mehr nennen.«

Er hat immer noch nicht begriffen, daß er bei den besseren Ständen längst zur Unperson geworden ist: Dafür war sein Auftreten zu pompös, waren seine Frauengeschichten zu indiskret, sein Mercedes 600 zu großkotzig und seine Hemden zu grell gepunktet.

Angst vor Verhaftung und Auslieferung braucht Glöggler nicht mehr zu haben. Der Vertrauensarzt der deutschen Botschaft in Paris hat ihm schriftlich gegeben, daß er ein 'zermürbter Klensch' sei. Eine Verhaftung wäre, so der Doktor, eine ausgesprochene Gefahr für seine körperliche und geistige Gesundheit. Wenn Glöggler jetzt nach Deutschland zurückkehrte, hätte er nicht mehr viel zu befürchten. Er müßte sich nur noch seine Haftunfähigkeit von einem deutschen Gerichtsarzt bestätigen lassen«. (Der Spiegel)

Dagegen finden es die Gerichte in diesem Land durchaus in Ordnung, türkische Asylanten in ihre Heimat abzuschieben, auch wenn sie dort aufgehängt werden. Denn, so urteilen die Gerichte, die Todesstrafe sei mit der Menschenwürde durchaus vereinbar. Was daran zu erkennen sei, daß führende westliche Demokratien sie auch praktizieren.

Der Asylant Glöggler hat schon immer einträgliche Verbindungen zur Regierung gehabt: 8,5 Millionen Mark Staatshilfe hat er bekommen, Steuergelder, Rentengelder, Arbeitslosengelder. Dem Ministerialrat Dr. Dörrbecker, dessen damaligen Chef, dem Staatssekretär Sackmann und dem Wirtschaftsminister Jaumann hat sich die Hilfe ausgezahlt:

»Dörrbecker hatte Spenden Glögglers von rund 120 000 Mark für den von seinem Chef Sackmann geführten CSU-Bezirksverband Oberpfalz vermittelt. Außerdem erhielt er von Glöggler für die Vermittlung von Aktien der Spinnerei und Weberei Ausgburg (SWA) und für andere Dienste persönliche Zuwendungen von 360.000 DM. Die Opposition argwöhnte, der Ministerialrat sei nach dem Motto 'Eine Hand wäscht die andere' für die wohlwollende Vermittlung von Staatshilfen an den Glögglerkonzern entschädigt worden« (»Augsburger Allgemeine Zeitung«)

360.000 Mark – davon leben eintausend Sozialhilfeempfänger einen Monat lang.

Wenn da jetzt einer kommt und sagt, es braucht eine andere Politik, es muß eine Ordnung her und eine Sauberkeit und eine Stärke, dann hören ihm die Leute aus dem Proviantbach zu. So machen sich in diesen Tagen die 'Republikaner' zum Anwalt des Volkszorns. Daß ihr Parteivorsitzender, der 'Ich-war-dabei-Schönhuber', bei der Waffen-SS war und darauf bis heute stolz sein kann, davon reden sie sicherheitshalber nicht, und nicht davon, daß der Schönhuber die Todesstrafe wiedereinführen und die Grünen verbieten und überhaupt lieber heute als morgen seine »nationalkonservative Revolution« ausrufen möchte. Aber daß es nicht so weiter geht mit dem Proviantbachquartier, daß der Proviantbach wieder deutsch werden muß, daß ist ausgemachte Sache für die »Republikaner«. Ihr Parteimitglied, der blonde, schneidige Herr Spitzel war zwar damals noch nicht dabei, wie Herr Schönhuber, dafür ist er noch zu jung. Aber zum leitenden Angestellten beim Schnitzenbaumer hat er es immerhin gebracht. Daß er als »Republikaner« den Leuten helfen will, die er, als Schnitzenbaumers Mieteintreiber schikaniert, das glaubt ihm allerdings niemand so richtig.

»Den Hungernden, der dir

Das letzte Brot wegnimmt, siehst du als Feind an.

Aber dem Dieb, der nie gehungert hat

springst du nicht an die Gurgel.«

(Brecht)

Die Bürgersprechstunde ist zu Ende. Der Standpunkt des Bürgers ist laut genug gewesen, der Standpunkt des Arbeiters nicht. Die Politiker, schließlich ist bald Landtagswahl, verkünden, daß ihnen das alles sehr am Herzen liegt. Sie werden die Dinge verfolgen. Es bleibt dabei, daß die Asylanten ins Proviantbachquartier müssen. Eine neue Straßenbeleuchtung wird es nicht geben deswegen. Es bleibt dabei, daß es sich ihm rentiert, den Menschen, die in feuchten Wohnungen leben, einen Stolz beizubringen gegenüber jenen, die in noch feuchteren Zimmern leben müssen.

Daß die Leute im Proviantbachquartier die Fremdlinge nicht schätzen, ist erklärlich. Sie schätzen sich selber so wenig. Sie sind groß geworden und haben harte Hände bekommen in einer Gesellschaft, in der nur die Konkurrenz zählt und das Jeder-gegen-jeden. Wo jeder, der Arbeit und ein Stück Brot hat, diese Arbeit und dies Stück Brot einem anderen wegnimmt. Wo der Junge den Alten verdrängt, der Mann die Frau, der Nachbar den Nachbarn. Wo die Reichen gegen die Armen die

Ärmsten ins Feld führen. Was schwer zu erkennen ist, weil die Ärmsten eine andere Haarfarbe, eine andere Religion, eine andere Sprache haben als die Armen.

Konkret 10/85, S. 58

Christian Rentsch

Musik, die ins Auge geht

Was ist ein Live Konzert gegen die Perfektion von Video-Clip, Compact-Disc und Großleinwand? Längst bleibt die Wirklichkeit hinter ihrer technischen Reproduktion zurück. Aber hör mal einer zu

Die Rock- und Popmusik, aber auch der Jazz, stehen vor der totalen Vereinnahmung durch die neuen elektronischen Medien

Was immer in letzter Zeit als neuestes Mödchen Furore im Pop gemacht hat, es erwies sich schon beim zweiten Hinhören als Planschen im flachen Wasser. Statt Überangebot an innovativen Ideen dominiert gleichsam musikalisches Recycling, renoviert wird an den Fassaden, allenfalls ersetzt der Rhythmuscomputer den Schlagzeuger und der Syntheziser den ganzen Rest. Claude Nobs etwa, der Veranstalter der größten Popmusik-Live-Show von Europa, des Jazz-Festivals Montreux, das sich nur noch aus nostalgischen Gründen Jazz-Festival nennt, sagt es ohne Umschweife. Noch nie habe er solche Mühe gehabt, im ja immerhin gewaltigen Angebot überzeugende neue und eigenständige Klänge ausfindig zu machen; die Popmusik sei zur Retortenkunst regrediert, in der die Musiker gerade noch als Statisten der viel kreativeren Produzenten und Videokünstler fungieren würden. Und so setzte er denn erstmals eine ganze Reihe von Gruppen aufs Programm, deren Auftritt weitgehend von der visuellen Dimension lebt, deren Musik allein jedenfalls nur Teil des Ganzen ist. Und wo es, bei weniger spektakulären Gruppen, nicht viel zu sehen gab, da sorgten, wie heute üblich, viele bunte Lichter, Scheinwerferorgien und Kunstnebel wenigstens behelfsmäßig für ein bißchen mehr Augenkitzel. Der Trend ist allgemein: Sehen frißt Hören auf.

In der Tat gibt es kein Entrinnen mehr: Die Rock- und Popmusik, aber auch der Jazz, stehen vor der totalen Vereinnahmung durch die neuen elektronischen Medien. Noch vor zwei Jahren tönte die Branche weltweit, der Ofen sei aus. Und von Kollaps und Krise war nicht bloß die Rede, selbst potente Branchen-Multis wie Polygram oder EMI machten Kurzarbeit, entließen Teile der Belegschaft und reduzierten ihr Sortiment vor allem bei den Langspielplatten auf wenige zugkräftige Superstars. Das Musikblatt »Rolling Stone« sah die Schallplattenindustrie in der »schlimmsten Lage ihrer Geschichte«, nachdem der Tonträger-Umsatz in den USA von 4,1 Millionen Dollar im Jahr von »Saturday Night Fever« (1978) auf 3,6 Millionen 1982 gesunken war. In Frankreich schrieb das Magazin »Rock« von einem »Waterloo«, vom »Verschwinden der Schallplatte« und meinte damit den Rückgang der Produktion von 75,2 Millionen Schallplatten im Jahr 1978 auf 57,5 Millionen 1982; in der BRD schrumpfte der Wertumsatz 1982 um fünf Prozent und 1983 gerade noch einmal um rund sechs Prozentpunkte.

Heute jubelt die Branche wieder, für sie hat einmal mehr die Zukunft begonnen. Und wieder einmal ist es nicht die Musik, die das Geschäft belebt, sondern die Technik, hier winkt üppig futuristisches Gelände. Allerdings: Der momentan hochgejubelte Branchenrenner, die »Compact Disc«, darin sind sich die Branchen-Profis zumindest hinter vorgehaltener Hand einig, ist bloß ein vorübergehendes Zukünftchen; ihr Ende ist schon abzusehen. Bloß wird mit der großen »Revolution« noch ein bißchen zugewartet, bis alle Dummen der Republik sich mit dem unsinnigen, weil technisch schon überholten Übergangsprodukt eingedeckt haben. Die Zukunft aber lockert ihre Muskeln vorerst auf einem kommerziellen Nebenspielplatz, im Fernsehen und ein bißchen im Film. Der große Schlag wird erst vorbereitet, der Videoclip-Taumel in der Glotze soll erst die Begierden anheizen, er ist die kalkulierte Vorlust auf die Zukünftlinge. Und er gewöhnt, er trainiert die Sinne aufs künftige visuelle Musikerlebnis. Denn zwar vermittelt die Compact Disc das technisch vollkommene Hörererlebnis, aber es gibt nichts zu sehen dabei, und der Videoclip im Fernsehen ersetzt auch noch nicht das »Live«-Erlebnis: die Musiker auf dem TV-Monitor sind keine Menschen, sondern Zwerge.

Der japanische Sony-Konzern aber experimentiert mittlerweile nicht nur mit Bildplatten, sondern vor allem mit lichtstarken Projektoren für die Großleinwand im Heimgebrauch. Nicht zufällig wird parallel dazu in Japan seit einiger Zeit eine neue Fernsehnorm ausprobiert, die sogenannte »High Definition Television«-Norm, die dank einer besseren Bildauflösung auch für die zukünftigen Großprojektionen gestochen scharfe Bilder liefert; die deutsch-französische Sendenorm D-2-Mac, die ab Ende 1986 über Direktsatelliten auch in die deutschen Stuben flimmert, ist vermutlich bloß einer der üblichen Kurzzeit-Kompromisse des bornierten bundesdeutschen Postministers und seines chauvinistischen französischen Kollegen. »Live«-Konzerte ab Bildplatte, lichtstark auf Großleinwand projiziert, aber, das zeigte eine Vorführung, sind von ihrer Ton- und Bildgewalt her überwältigend; diesem Erlebnis hält sowohl akustisch wie optisch kein Live-»Live«-Konzert stand. Der jede Wirklichkeit an Perfektion noch übertrumpfenden Reproduktion von Musik steht nichts mehr im Weg.

Walter Benjamin hat vor fünfzig Jahren schon beim »Kunstwerk im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit« den Verlust der »Aura« postuliert und beklagt. Angesichts der Möglichkeit zur massenhaften Herstellung und Verbreitung verliere sich die Einmaligkeit und damit auch die Geschichtlichkeit eines jeden Kunstwerks. Heute hören sich seine immerhin teilweise auch positiven Schlußfolgerungen schon fast rührend an. Die Compact-Disc, die Videokassette mit Hi-Fi-Ton und vor allem die digitale Bildplatte bewirken nicht bloß einen viel radikaleren Auraverlust, sie prägen der

Musikentwicklung selbst einen verhängnisvollen Weg auf. Der »Konsumismus« (Pasolini), die totale Verfügbarkeit aller Kunstwerke jederzeit und allenorts zum privaten Eigengebrauch, birgt die Gefahr der völligen Auszehrung, des Verschleißes, schließlich der Vernichtung von Kultur. Denn: Wo alles je Geschaffene gleichsam das ewige Leben hat und so auch seine Geschichtlichkeit verliert, wo alles Alte permanent gegenwärtig ist, da versteinert auch das Neue schon im Augenblick seiner Entstehung, da es sich nicht als das Lebendige, Jetzige vom Toten, Vergangenen absetzen kann: es geht unmittelbar in die Sammlung, ins Museum ein. Was immer auch produziert wird, es muß irgendwie ganz neu, ganz anders sein, wenn es sich nicht vor dem bereits Bestehenden lächerlich machen will. Der Zwang zum immer Neuen aber, zum Programm erhoben, dem man atemlos hinterherhechelt, übersteigt jede menschliche Innovationskraft: das Neue wird unmöglich; was übrigbleibt, ist die schamlose Plünderung und Neukombination alles Bestehenden, der wahllose Eklektizismus oder aber die Flucht ins visuelle Happening.

Der Videoclip ist hier nur eine Möglichkeit, eine zwar spektakuläre und raffinierte, weil hier Produkt und die Reklame dafür zusammenfallen, aber seine Entstehung zeigt schon das Veraltete daran: Die ersten Videoclips ersetzten bloß die schlecht gemachten Präsentationen von Pop-Gruppen durch die Fernsehanstalten, sie waren Werbematerial der Plattenfirmen für die Schallplatte. Michael Jackson etwa zahlte für ein Video zu seinem Lied »Beat it« rund 200 000 Mark, seine Plattenfirma CBS legte für ein zweites Video »Billie Jean« etwa das Doppelte hin, das Geschäft aber machten beide mit der Platte: Von »Thriller« wurden weltweit rund 10 Millionen Stück verkauft.

Mit Musik aber haben die derzeitigen Videoclips immer weniger zu tun. »Die Wirkung der Videoclips beruht nicht mehr auf ihrer musikalischen Substanz, sondern auf der Verschachtelung, Überlagerung und Durchmischung vieler Reize zur gleichen Zeit«, schreibt der Medien-Publizist Wolfgang Preischkat, und: »Eine ausgefuchste Misch-, Stanz- und Schnittelektronik dreht, klappt, verschiebt und überlagert Bild für Bild und sorgt für die völlige Undurchschaubarkeit der Topographie. Unüberschaubarkeit aber ist wichtig, weil das Feld, auf dem sich Musik, Handlung, Tanz, Animation abspielen, nicht größer ist als ein Hinterhofstudio. Hier fahren Autos, dort wird getanzt, aber im großen Ganzen sorgen Kamerawechsel und Schnitt für die Bewegung. Die Clip-Dramaturgie baut auf die Trägheit der Wahrnehmung. Im schnellen Wechsel der Bilder und Szenen hat das Auge keine Gelegenheit, irgendwo haften zu bleiben, zu beobachten und sich zu orientieren.« Die Sprache der Videoclips ist diejenige der Reklame. »Manchmal sitze ich zu Hause, drehe mich zum Fernseher herum und denke: Hey, von welcher Gruppe ist denn das Video? Verdammt gut gemacht! Und dann stellst du plötzlich fest, es ist nur die Werbung«, spöttelt David Byrnes von den »Talking Heads«. Wo aber die Musik allmählich zum belanglosen Beiwerk des Bildes wird, wo die Musiker als geklonte Embryonen nur noch posieren, als wär's für eine Pepsi-Werbung, da wird der Charakter der Mogel-Packung transparent. Die Zukunft des Videoclips ist der Musikfilm.

Anders der Konzert-Mitschnitt. Hier geht es um Musik oder um das, was davon übriggeblieben ist. Allerdings: Was Benjamin einst noch als Chance des Auraverlustes vermutet hat, daß nämlich durch den Wegfall der »auratischen« und das heißt auch: der magischen, quasi-religiösen Dimension sich der Raum für kritische Reflexion erweitere, die Distanz zum Kunstwerk größer werde, diese Hoffnung hat die moderne Ton- und Bildtechnologie längst zerschlagen. Indem die Tonmeister mit ihren Mikrophonen gleichsam in die Instrumentenkörper hineinkriechen, indem die Kameramänner den Musiker hautnah folgen, immer seltener die distanzierende Totale brauchend, immer häufiger die fast obszöne Nahaufnahme, haben sie die Distanz buchstäblich auf Zentimeter reduziert. Die quasi-religiöse Magie der früheren Kunstwerke wird durch eine profane ersetzt. Die Identifikation mit Musik und Musiker wird erzwungen, die modernen Aufnahmetechniken sind manipulativ. Oder gar schon totalitär.

Und auch das letzte Plus des »Live«Konzerts, das »Gemeinschaftserlebnis«, die Erfahrung einer wie immer auch stattfindenden Kommunikation zwischen Musiker und Publikum, sie werden allmählich künstlich supponiert, ersetzt durch eine scheinbar intimste, persönliche Kommunikation zwischen dem Musiker auf der Großleinwand und dem vereinzelten Zuschauer davor. Interessant, daß allerdings fast nur Live-Mitschnitte so wirken: die technisch ebenso sorgfältig aufgenommenen Publikumsreaktionen verhindern, daß der Zuschauer seine reale Vereinzelung vor der Leinwand als störend wahrnimmt. Er sitzt scheinbar wieder inmitten des Publikums. So wird ihm auch noch der letzte Ausweg versperrt; die erlebte Vereinzelung wäre immerhin wieder eine Möglichkeit zur Distanz, zur kritischen Reflexion des Gesehenen und Gehörten, eine Chance also, sich aus der Allgewalt der auf ihn einstürzenden Bilder und Klänge zu befreien.

Konkret 10/85, S. 62

Friedrich-Wilhelm Spieker

007 - Im Angesicht von Katzenfutter

Wetten, daß es bald vorbei ist mit den tristen Werbeblöcken im TV? In neueren Kino- und Fernsehfilmen ist Reklame Teil der Handlung und die »Produkt-Plazierung« wird schon im Drehbuch festgelegt. Weit oben auf den Besetzungslisten drängeln sich die Marken-Stars von Whiskas und Bollinger, Sony und Cartier und stehlen den Leinwandhelden nicht selten die Schau

So weit ist es gekommen: James Bond, als Geheimagent 007 seit über 20 Jahren heroisches und stets unbesiegtes Vorbild im Kampf gegen die fiesen Roten, hat sich auf seine alten Tage von den Russen kaufen lassen. Er macht Werbung für sie. Ein Überläufer also, kommunistischer Agitator womöglich? Keine Angst, der nimmermüde Retter bleibt der westlichen Zivilisation erhalten und verkörpert deren Ideale glänzender als je zuvor. Geändert hat sich nur eines: Jeder, der genug Geld hat kann mitmischen beim Agentenspiel. Und weil die Bond-Produzenten echte Kapitalisten sind, kennen sie keine ideologischen Skrupel. Was zählt, ist Kasse, da mag sogar der Rubel rollen. Das Ergebnis ist im neuesten 007-Abenteuer, Im *Angesicht des Todes, zu* besichtigen.

Der Film, den die kapitalfreundliche FAZ konsequent in ihrem Wirtschaftsteil besprach (»einige Szenen unterscheiden sich nicht von Werbespots«), wurde ganz auf die Sehgewohnheiten amerikanischer Fernsehkonsumenten hin gefertigt: erst Aktion, anschließend Werbung, dann wieder Aktion – immer schön im Takt. Doch im Gegensatz zum US-TV, wo die Werbung die Spielhandlung abrupt unterbricht, ist sie bei Bond gefällig in das Geschehen eingearbeitet.

Wie gewohnt startet das Spionage-Werk mit einer Verfolgungsszene (sie rasant zu nennen, wäre nach allem, was man in anderen Filmen gesehen hat, stark übertrieben): die Russen jagen den Geheimagenten ihrer Majestät durch Schnee und Eis. Der kann – na klar – seine Verfolger entweder abschütteln oder eleminieren und landet – gerechter Lohn für harte Arbeit – in den Armen einer seiner »Gespielinnen«. Folgt eine ruhige Sequenz: Werbung. Denn um den Feierabend zu versüßen, hat James etwas mitgebracht: Beluga Caviar und Stolovaja Wodka. Wie im klassischen Werbespot hält er beide Produkte in die Kamera und versichert, daß es sich um ganz erlesene Köstlichkeiten handelte. Alte Bond-Fans muß das irritieren. Schließlich wissen sie seit zwei Jahrzehnten, was ihr Idol zu sich nimmt: »Wodka/Martine – geschüttelt, nicht gerührt.« Doch der smarte Schlucker hat seine Trinkgewohnheiten geändert und bevorzugt nun den exclusiven Bollinger-Champagner.

Der Sinneswandel ist schnell erklärt. Der französische Schaumwein-Hersteller war bereit, mehr als 100.000 Dollar dafür locker zu machen. Ebensoviel ließ sich der französische Staatskonzern Renault den Auftritt seines Renault T 11 kosten, mit dem Bond zu einer Verfolgungsjagd durch Paris braust.

Die in Hamburg etablierte 007-Lizenz-Agentur »VIP Promotions« hat fein säuberlich alle im Bond-Film vertretenen Firmen und ihre Produkte aufgelistet:-Luis Vuitton (Reisegepäck), Sony (Walkman), MBB (Helikopter), Cartier (Brille, Kleinlederwaren), Michelin (Reifen), Apple (Home Computer), Nikon (Ferngläser, Cameras), Spiro (Tauchgeräte), Bogner (Skikleidung), Philips (Diktiergerät »Pocket Memo«, Rasierapparat »Philishave«, PC-Computer, Monitore/Fernseher), Eurocard (Kreditkarte). Die penible Buchführung hat einen simplen Grund: VIP Promotions sucht schon jetzt nach Firmen, die ihre Produkte im nächsten, 1987 anlaufenden Bond-Film präsentieren wollen.

Die Preise sind im Einzelfall auszuhandeln. Für eine Flasche Mineralwasser – wie zufällig in Reichweite des Helden plaziert – muß man schon 50.000 Dollar hinlegen. Der Schluck aus der Pulle und ein kommentierende Rülpser kosten extra. Um die Produkte ihres Hauses ins Kino-Bild zu bringen, müssen interessierte Auto-Firmen zwischen 100.000 und 200.000 Dollar investieren.

Andere Möglichkeit: man kauft gleich eine Nebenrolle, z.B. die eines der Bond-Girls, und sorgt für deren komplette Ausstattung. Der Traum von Millionen junger Mädchen, einmal in einem 007-Film mitzuspielen, läßt sich mühelos vermarkten: Und das für die Auslese nötige Preisausschreiben inclusive Schönheitswettbewerb sorgt für zusätzliche Publicity.

Wer sich solchen Werbeaufwand nicht leisten kann, hat eine preiswertere Chance dabei zu sein: Durch die nachträgliche verbale Produktplazierung bei den deutschen Synchronarbeiten. Auf diese Tour ist diesmal das Katzenfutter »Whiskas« mit von der Partie.

Die Bond-Produzenten werden nicht müde, neue Ideen zu entwickeln, um ans Geld zu kommen. Nur wurde ihnen reichlich spät klar, wie lukrativ die Vermarktung ihres Markenartikels sein würde. Erst im Frühjahr dieses Jahres ließen sie vom Londoner Marktforschungs-Institut *The National Research Group* in der Bundesrepublik eine Merchandising-Stsudie über James Bond durchführen. Dabei kam nicht nur heraus, daß 96 % aller Bundesbürger den Geheimagenten kennen, ein Wert, der von keinem anderen Kinohelden erreicht wird, es wurde auch nach Produkten gefragt, die sich mit James Bond in Verbindung bringen ließen. Am häufigsten wurden dabei Herrenkleidung, Herrenkosmetik und Accessoires, Reisegepäck und Lederwaren, Zigaretten und Alkoholika, Sportkleidung, Goldschmuck, Sonnenbrillen und Caviar genannt. Alles

Produkte, die so schnell im Film gar nicht mehr unterzubringen waren. Und so verkündet VIP Promotions ungeniert: »Die Entscheidungen, welche Produkte zur Plazierung angenommen werden, fallen voraussichtlich im Frühjahr 85.« Denn selbstverständlich könne sich eine Erfolgsfilmserie wie James Bond nicht nach den Produkten richten, es müsse vielmehr umgekehrt sein.

Die neue Methode, die man früher in aller Unschuld »Schleichwerbung« nannte, heißt heute in vornehmer Zurückhaltung »gelenkte Requisite«. Unter Insidern und im harten Business spricht man von »Product Placement« und das wird inzwischen planmäßig betrieben. Sobald das Drehbuch vorliegt, gehen die Produzenten jede einzelne Szene durch und prüfen, ob und welche Produkte sich wo einbauen lassen. für die Akquisition der Aufträge werden dann Agenturen wie VIP Promotions oder der Hamburger Kommunikationsberater Christian Wilde eingeschaltet. Wie einträglich das Geschäft mit »Product Placement« ist, haben inzwischen nicht nur die Bond-Produzenten erkannt. Wilde beackert ein weites Feld. In einem Interview mit der »Wirtschaftswoche« plaudert er aus: »Die Integration von Produkten in Filme und Fernsehsendungen ist eine Ergänzung zu den klassischen Kommunikationsinstrumenten.« Und für diese »Ergänzung« hat Wilde ganz edle Motive. »Man sollte bedenken, daß wir in Deutschland noch immer ein Überangebot amerikanischer Filme und Serien haben. Je mehr Filme in Deutschland günstig produziert werden können, desto mehr Arbeitsplätze werden in der deutschen Filmwirtschaft erhalten oder neu geschaffen – vom Regisseur bis zur Cutterin.« Doch statt vom Arbeitsamt kassiert Wilde seine Provisionen immer noch lieber bei den Konzernen. Und die Preise? »Das kommt sehr auf die Art des Spielfilms, die Besetzung, das Thema und die Sendezeit im Fernsehen oder Kino an. Im Schnitt kostet das in Deutschland heute zwischen 20.000 und 50.000 Mark.« Gemessen an den Kosten für die offiziellen Werbezeiten im Fernsehen ist das sogar recht billig. Für einen 30-Sekunden-Spot verlangt das ZDF mittlerweile etwa 60.000 DM, die ARD sogar 84.000 DM.

Interesse an dieser neuen listigen Werbestrategie zeigt besonders die Zigarettenindustrie, die seit 1972 nicht mehr im Fernsehen Reklame machen darf. Zwar verlangt etwa der Staatsvertrag des ZDF ausdrücklich die Trennung von Werbung und Programm, nur schert sich schon lange niemand mehr darum. Die Mainzer haben bereits seit Jahren eine »Zentralstelle für die Zusammenarbeit mit Dritten«. Da werden nicht nur mit Schallplattenfirrnen Musik-Sendungen produziert, bei denen Dieter Thomas Heck dann Platte und Musikcassette ins Bild halten darf, da gibt es Werbespots, die – zweistündig und im Programmheft als Spielfilm angekündigt – etwa für die Lufthansa Reklame schieben. »Grenzenloses Himmelblau« war der poetische Titel in diesem Fall und in der Hauptrolle dabei: Inge Meysel. 250.000 Mark ließ sich die deutsche Airline das Filmchen kosten und hatte am Ende doch nichts davon. Die meisten Fernsehzuschauer guckten in den anderen Kanal. Dort lief nämlich zur gleichen Zeit das Opus »Schöne Ferien«, eine Produktion des Sender Freies Berlin, die die Touristik Union International (TUI) mit einer dreiviertel Million Mark gesponsert hatte. Doppeltes Pech für die Lufthansa im ZDF, die ARD-Akteure flogen mit Singapore-Airlines.

Einzelfälle sind das nicht Mal überträgt die ARD die Verleihung der »Goldenen Kamera« von Springers »Hör-Zu«, mal sorgt der Otto-Versand für Unterstützung der ZDF-Sendung »Anruf genügt«. Nach den Kinobesuchern und den Videofans, die sich die Filme ausleihen, erreichen die Werbebotschaften des Produkt Placement die Fernsehzuschauer erst ganz zuletzt. Viele Filme gehen nämlich im Laufe ihrer Verwertung genau diesen Weg. Am Ende sorgt das Fernsehen für regelmäßige Wiederholungen. Wie oft gab es den Film »Reifeprüfung« mit Dustin Hoffmann? Darin spielt ein roter Alfa Romeo Spider eine beachtliche Rolle. Immer wieder gerät er groß ins Bild. Doch auch die anderen Autoproduzenten haben gute PR-Arbeit geleistet. Mercedes und Porsche sind in »Dallas« bestens vertreten. So gut daß Audi inzwischen sauer ist und durch einen diskreten Scheck und Vermittlung von VIP Promotions dafür gesorgt hat, daß J.R. demnächst die Marke wechselt. Audi-Sprecher Rudolf Urban: »Im Herbst wird eine Folge gedreht, in der extra eine Rolle für unseren Audi 100 geschrieben wurde.« Da können die Bayerischen Motoren Werke natürlich nicht untätig bleiben: sie stellen den Dienstwagen von Fernsehkommissar »Derrick«.

Während Verkabelung und Privatfernsehen nur mühsam vorankommen – in der erklärten Absicht, zusätzliche kostbare Werbezeit zur Verfügung zu stellen – sind die interessierten Unternehmen via Product Placement und Sponserleistungen längst auf allen Bildschirmen und Leinwänden präsent. Aber so tragisch darf man das alles nicht sehen. Laut Christian Wilde geht es »nur um die Festlegung der richtigen Requisite.« Und dafür haben weder millionenschwere Produzenten wie Albert R. Broccoli (James Bond) noch die verarmten Fernsehanstalten (jährlich vier Milliarden Mark Gebühren und 1,5 Milliarden Mark Werbeeinnahmen) das nötige Kleingeld.

Konkret 10/85, S. 66

Michael Springer

New Age

Tantrische Tänze und Schwitzhüttenzeremonien, astrale Gesänge und delphinisches Pfeifen: Die Esoterik-Welle schwappt mal wieder hoch - wie immer, wenn es politisch nicht weitergeht. Diesmal obenauf: Die Optimismus-Religion des »Wende-Zeitalters«

»Mir fällt auf«, sagte ich nach dem Essen, »wie immer öfter ganz vernünftige Leute an Astrologie und solche Sachen glauben.« – Das war den anderen auch aufgefallen, und sie fanden, es gibt ja wirklich mehr Dinge zwischen Himmel und Erde als unsere altmodische Schulphysik sich träumen läßt. Nach ein paar Minuten saß ich mitten in einer liberal aufgeschlossenen Debatte zum Thema: Ist nicht doch was dran am Übersinn? – Die Quintessenz der Unterhaltung war die Gegenfrage: Warum denn eigentlich nicht? Inzwischen hatte ich mich mit meiner dogmatisch anti-astrologischen Position total isoliert und kam mir abwechselnd wie der einzige Dichte unter Spinnern und wie der letzte Neandertaler unter den Neuen Menschen des New Age vor. Wahrträume, Wünschelruten, Warzenbeschwören und Wunderheilen – nichts Übermenschliches schien ihnen fremd; ich fühlte mich ausgeschlossen. Und ausgerechnet auf Hoimar den Astrologenjäger berief ich mich? Der ein Buch geschrieben hat mit dem Titel: »Wir sind nicht nur von dieser Welt?« Der GOTT – freilich den gewöhnlichen, abendländisch-christlichen aus der modernsten Naturwissenschaft aufsteigen sieht?

Die Zeit ist reif für Übersinn. Neben dem Bioladen ganz in der Nähe hat ein NEW-AGE-CENTER aufgemacht und verkauft bewußtsseinserweiterndes Training für 1000 DM in 12 Ordnern; in der Auslage alles vom Ende und die Nebel von Avalon.

Und wer nicht so weit gehen mag, den holt der Übersinn beim Taschenbucheinkaufen ein. Fischer treibt's mit der Anthroposophie, Rowohlt tauft die neue Reihe für Schulweisheitserweiterung »rorotransformation«, Goldmann schlägt zur Buchmesse vereint mit Trikont zu; angesagt ist eine Podiumsdiskussion zum Thema »Die Re-Vision des politischen Denkens im New Age«. Es klumpen sich Wörter wie »Spiritualität«, »mythologisch«, »mystisch« zusammen mit »feministisch«, »ökologisch«, »kritisch«, »friedlich« .

Was das New Age ist, erfuhr ich auch nach einem Essen. Besorgt hatten wir allerlei aufgezählt, was zum Himmel schreit: die Raketen, den Krieg der Sterne, den unglaublich geduldigen Buckel des arbeitenden Menschen. Unsre Prognosen klangen düster. Da ergriff Verena zum ersten Mal das Wort: »Es wird alles gut ausgehen. Es kommt nicht zum Krieg. Ich freue mich auf die Zukunft.« Erleichtert horchte ich auf: Ja, ja, gewiß, die vorwärtstreibenden Kräfte der Geschichte, das internationale Kräfteverhältnis usw. – das meinst du doch, Verena? – »Aber nein, du Dummer. Wir treten ins Zeichen des Wassermanns, darum wird alles gut.« – Wir verstummten respektvoll.

So sehen nämlich die typischen Reaktionen auf den Übersinn aus: liberales »Warum eigentlich nicht?« und therapeutisches Schweigen.

Dabei sieht das New Age alt aus wie ein Fötus in Spiritus. Nun gehen einem kindische Greise zwar mit der Zeit auf die Nerven, aber sind sie gefährlich?

Der Schlaf der Vernunft gebiert Monstren. – Laß sie doch ein bißchen, sagt undogmatisch die Toleranz. – So wurde die Toleranz schon oft gefressen. – Aber was für eine Gefahr kann aus dem esoterischen Nebel denn schon drohen? – Auch der Nebel fordert Tote, wenn alle rasen.

Die goldene Brücke

»Der Erfolg liegt näher als Sie denken. Versuchen Sie nicht, ihn durch andere Menschen zu finden, an anderen Orten, durch verzweifelte äußere Anstrengungen. Das Geheimnis des Erfolgs liegt in Ihnen selbst... Seien Sie sich darüber im Klaren: Ihr Denken ist Ihre Welt. Auf Ihre Gedanken und Empfindungen reagiert die Umwelt wie ein Kompaß.« (Reklame für »Das Wohlstandsgeheimnis aller Zeiten« von Dr. Catherine Ponder). »Das Leben des Verfassers ist ein überzeugendes Beispiel für die Richtigkeit der von ihm vertretenem Erfolgsprinzipien. Er fing als Lehrling mit monatlich 45 Dollar an und brachte es zum Präsidenten von acht namhaften Konzertunternehmen... (Reklame für »Das Schlüsselwerk bewährter Erfolgsmethoden« von M. R. Kopmeyer)

New Age versteht sich als die Religion des Erfolges, religare heißt Binden: Wie binde ich den Erfolg an mich? In den USA, wo's neue Alte herkommt, herrschte schon immer eine religiös motivierte Unschuld im Verknüpfen von Gottes Gnade und Reichtum: Wer Gott am meisten wohlgefällt, ist am reichsten; wer arm ist, hat auch « im jenseitigen Sinne was falsch; gemacht und bei Gott schlechte Karten.

New Age ist die Popversion, dieser puritanisch-calvinistischen Kapitalismus-Religion. Sein Prophet, nein, der »geschäftsführende Präsident der UNITED HUMAN FOUNDATION AG«, H.J. Ament, empfiehlt jedem Leser seiner »NEW AGE News«, sich eine UNH-Vorzugsaktie zu kaufen und/oder sich auf dem UNH-Stellenmarkt zu bewerben; am

besten aber »den Weg in die Selbstständigkeit zu gehen« und sich dabei der UNH-»Unternehmensphilosophie« zu bedienen: »Mit der UNITED HUMAN FOUNDATION AG mitverantwortlich positiv für die Menschen arbeiten!« Denn: »Sie haben als Unternehmer mehr Freiraum. Sie bestimmen, wann und wo Sie mit wem arbeiten wollen. Sie wissen, wofür Sie arbeiten. Und für wen. Steuerliche Anreize kommen hinzu...«

Praktisch geht das, indem man einen »Rainbow Point« gründet (»eine zukunftsträchtige Unternehmensidee«), das sind »attraktive Pubs« mit Dart-Spielen, Videofilmen zu Esoterik, Bewußtseinserweiterung, Parapsychologie, Kinderbetreuung wird auch angeboten. »Rainbow-Help« bietet »psychologische Beratung«, die »Rainbow-Boutique« hat NEW AGE KLEIDUNG im Sortiment.

Wer diesem sich gerade über Westeuropa ausbreitenden Esoterik-Kraken alles Private über sich mitteilt, gewinnt vielleicht »7 Tage New York für 2 Personen beim Umfrage-Gewinnspiel«. Offenzulegen sind dafür Name, Anschrift, Alter, Familienstand, Kinderzahl, Nationalität, Beruf, Ausbildung, Parteimitgliedschaft, politische und sonstige Interessen.

An einem Samstag in diesem Herbst veranstaltet die UNITED HUMAN von Düsseldorf aus eine »große Fahrt im Konvoi durch das Ruhrgebiet! Wir bringen OPTIMISMUS ins Ruhrgebiet ! « Teilnahmebedingungen: den eigenen PKW durch Regenbogenstreifen in einen Werbeträger umfunktionieren und dafür einem Herrn Entenmann von der Firma TRIMLINE zwischen 110 und 190 DM zahlen. Wenn sich genügend Blöde finden, ist die UNH-»Unternehmensphilosophie« zumindest für Herrn Entenmann aufgegangen. Gefeiert wird der Erfolg am Abend im »Jagdschlößchen der UNITED HUMAN in der reizvollen Eifel-Landschaft«. – Der Ort dieses Erfolgsjagdschlößchens bleibt merkwürdig ungenau, wie auch das Datum der Sternfahrt.

Zuvor war mir nie klar, was Ronald Reagan meinte, als er vom Hambacher Schloß herunter allen jungen Menschen empfahl, sich selbständig zu machen; jetzt kann ich mir darunter schon mehr vorstellen. Im Rainbow-Point, der nur nach engen physikalischen Kriterien ein Nirgendwo bezeichnet, winkt der Erfolg: Streben alle ihn an, werden wenige ihn haben. Die geistig-moralische Erneuerung trat bisher so jämmerlich auf der Stelle, weil ihr das jenseitige Flair abging; mit NEW AGE made in USA ist es im Angebot.

Die Brücke über den Atlantik

Freilich eine Unternehmensphilosophie ist nicht jedermanns Sache; anders als drüben ist im Bewußtsein Europas Selbstverwirklichung mit Unternehmersein nicht unbedingt deckungsgleich. »Positives Denken« hat kritisches Denken noch nicht überall abgelöst.

Bewußtseinserweiterungskurse für positives Denken wurden entwickelt, um Firmen-Vertreter so richtig heiß darauf zu machen, ihr noch so überflüssiges Produkt überzeugend abzustoßen. Jeder Vertreter weiß, der Kaufvorgang ist um so problemloser, je irrationaler er läuft. Wenn Verkäufer und Kunde durch sinnliche Vibrationen unisono beben und sich gemeinsam meditativ in die Ware versenken, dann füllen sich die Auftragsbücher wie durch Zauberei. Aber wie verkauft man die Vertreter-Religion des NEW AGE den Opinion-Leaders, deren manche sich immer noch aufs kritische Bewußtsein aus Studentenbewegungstagen was zugute halten? Wie begeistert man die öko-besorgte Turnschuh-Scene? Wie den computergeilen Realschüler, den dichtenden Gymnasiasten? NEW AGE weist den Weg.

Die Turnschuhbrücke

Man nehme eine Gesellschaft in der Krise, zusammengehalten von knapper werdender Arbeit und von detonierendem Medienangebot, atomisiert von Arbeitslosigkeit und vom sozialen Elend eines sprachlosen Einsamseins. Die Medien verklappen Unmengen von Gift, Krieg, Unterhaltung, Betroffenheit in die Wohnzimmer der Einzelmännchen. Das macht Angst, das lahmt; man möchte sich wehren, aber wie? Man ist allein. Man möchte was verändern, aber was? Na alles, also wieder nichts.

»Ein Blick ins Nichts« heißt Janwillem van de Weterings zweites Buch über Zen, erschienen bei rorotransformation. Seine Hollandkrimis haben ihn berühmt gemacht, daneben hat er »Der leere Spiegel« über seine Zeit in einem japanischen Zen-Kloster geschrieben. Das war ein interessantes Buch; es zeigte, worin die Faszination von Zen für einen Abendländer bestehen kann, und warum er am Ende damit wieder aufhört.

»Ein Blick ins Nichts« ist anders. De Wetering beschreibt eine Zen-Kommune in den USA, doch obwohl das ein höchst fragwürdiger Laden gewesen sein muß – die Zen-Koans, an denen er in Japan vergeblich meditierte, fallen ihm in den USA nur so in den Schoß – , scheint er verzweifelt entschlossen, im fernöstlichen Unsinn des Zen diesmal den tiefsten Sinn zu finden, wobei wie bei jedem Glauben das Sacrificium intellectus die einzige Belohnung ist. Offenbar wird die Wahrnehmung der Welt allmählich schmerzhafter als die Wadenschmerzen beim stundenlangen Meditieren in Buddha-Pose.

De Wetering, wie Sjöwall/Wahlöö bei uns Linken gern gelesen, baut so eine Brücke vom linken Problembewußtsein zur intellektuellen Abdankung. Gesellschaft leistet ihm Micky Remann, der Globetrotter; er hat für Kursbuch, Pflasterstrand, TAZ und Transatlantik geschrieben; seine gesammelten Reiseberichte als »Globetrottel« und rasender Reporter des Übersinns veröffentlichte Rotbuch. Remanns freche Schreibe ist der ideale Stil zum Brückenbau von Links zum Regenbogen: Man weiß nie, findet er den reportierten Übersinn von Katmandu bis Santa Fe einen Witz (aber warum fährt er ihm dann so besessen nach?) oder glaubt er dran und traut sich nur noch nicht, damit herauszurücken?

Die Schöngeistbrücke

Für etablierte Köpfe sind andere Brücken gebaut. Wer seinen Schöngeist mit den Kulturteilen seriöser Bürgerblätter frisiert, kann dort jetzt immer was zum »Mythos« finden. Der tritt an die Seite, an die Stelle des längst lästigen »Anspruchs«, ein kritisch-historisches Bewußtsein von der Gesellschaft zu pflegen. So ein Mythos hat den Vorteil, nichts Bestimmtes zu sein, aber jedenfalls etwas Unhistorisches, Ewiges zu bedeuten. Während Rezensenten-Guru Peter Handke sich einstweilen mit der Dauerhaftigkeit geologischer Verhältnisse beruhigt, steilt Botho Strauß radikal in die Wolken; Pascal und Altes Testament (der abendländische Normalo-Rezensent und humanistische Ex-Gymnasiast hat mit Zen nichts am Hut) liefern Titel und Inspiration zu einem Gedichte, mit dessen lyrischem Achselschweiß sogar Stefan George wie ein provokant-ordinärer Schusterjunge und Rilke wie ein prosaischer Gotteslästerer in den außerpoetischen Raum gejagt werden.

Die Normalobrücke

Doch damit ist noch lange nicht die gesamte Bevölkerung brückenbaumäßig erfaßt. Ihr Großteil gehört weder zur Scene noch liest er Rezensionen; aber auch er macht sich Sorgen über die Umwelt und seine Gesundheit, hat Angst vor Atombomben und Arbeitslosigkeit, würde gern in Frieden leben und weniger einsam sein.

Solchen Normalos bietet sich ein explodierendes Schrifttum zur Erbauung, zum Selbsthelfertum, zum Alleinheitsgefühl an. Die Pillenindustrie denkt nicht an Gesundheit, sondern an Profit? Greif zum alternativen Kräuterbuch. Kein Vertrauen zur Apparatmedizin und psychische Probleme? Geh zum Heilpraktiker, zum Heulpraktiker, gleich zum Wunderheiler. Gift in Lebensmitteln? Hör auf zu essen. Gift im Wasser, im Bier, im Wein? Hör auf zu trinken. Gift in der Luft? Halt sie an

Das Sammelwort dieser Formen privater Gegenwehr ist »Spiritualität«. Der Körper, immer mehr bloßes Objekt unendlicher Gefährdung, immer mehr bloßes Subjekt einsamer Selbstbefriedigung, ist durch intensives Wegdenken aus der Welt zu schaffen. Sie, die Welt, spiritualisiert sich gleich mit.

Die Geisterbrücke

Daß die Natur aus Spiritus besteht, hat Tradition. Materie ist Dreck, Widerstand und Widerspruch; Geist ist rein, flüchtig, berauschend. »Spiritus flat ubi vult«: Der Geist bläht, wo er will. Je widerlicher die Welt, desto größer die Sehnsucht nach Spiritus; je unverrückbarer das Gewordene, desto attraktiver das Geisterreich. Die Deutschen haben sich schon einmal, in der Romantik, aus der Kleinstaaterei ins Ideenreich geflüchtet, dann noch einmal aus der verlorenen Ersten Weltkrieg in völkischen Dunst; warum nicht am Zipfel des US-NEW AGE ein drittes Mal abheben? Dann verfliegt die Angst: Der Dritte Weltkrieg tut nur weh, wenn man noch den Körper spürt. . .

Die Spiritualisierung der Natur ist die Rennstrecke des Brückenbauers für Populärwissenschaftler Fritjof Capra. Mit der Autorität des theoretischen Physikers verkündet er, die moderne Wissenschaft sei spirituell. Zwar wird kein Physiker seine physikalischen Argumente ernstnehmen, denn sie stützen sich auf eine, vorsichtig gesagt, höchst umstrittene Auslegung des »Einstein-Podolsky-Rosen-Paradoxons«, mit dem Einstein seinerzeit die Quantentheorie widerlegen wollte, sowie auf eine längst angestaubte Elementarteilchentheorie vom Capras Lehrer Chew. Aber im Trend liegt seine Vermählung von Physik und Fernost-Mystik unbedingt; fragt sich nur, warum überhaupt noch Physik getrieben werden soll, wenn die Taoisten ganz ohne Teilchenbeschleuniger genauso schlau gewesen sind wie die neueste Physik? Jedenfalls: Meditieren ist besser als Experimentieren.

Trotzdem macht sich im NEW AGE eine komische Hochzeit zwischen Mystik und Apparat-Fetischismus breit. So wie kein Heilpraktiker ohne eindrucksvolle Maschinen auskommt, kein NEW-AGE-CENTER ohne Personal Computer und Erdstrahldetektor, so bedient sich der Versuch eines übersinnlichen Kontakts zwischen Menschen und Delphinen, von dem bestimmte NEW-AGE-Spinner Erleuchtungen erhoffen, einer komplizierten Computer-Batterie. Micky Remann, unser Globaltrottel, hat es in seiner unnachahmlichen Mischung aus flottem Spott und »Warum eigentlich nicht?« beschrieben:

»Dr. John Lilly, der Nestor – oder auch der Neptun – der fortgeschrittenen Delphinologie arbeitet in Redwood City bei San Francisco mit einem »Janus« getauften Computersystem, das die Klick-, Pfeif- und Trillerrede der Delphine aufzeichnet, analysiert und ihre bis zu 180.000 Hertz auf menschlich hörbare Frequenzen heruntermoduliert. Wenn der Code dechiffriert ist, soll es auf der einen Seite des Januskopfes delphinesisch hinein- und auf der anderen Seite englisch herausschallen und

vice versa. Die Knacknuß dabei ist, ob die semiotischen Sonar-Hologramme, mit denen sich die Delphine verständigen, auf unser langsameres, lineares Wörtersystem übertragbar sind. Bei einem Experiment spürte und hörte Lilly, wie ein Delphin seinen, Lillys, Kopf durchmusterte. »Der Delphin gab mir ein dreidimensionales Gefühl meines Schädelinneren, er beschrieb meinen Körper mit einem einzigen Ton.« Wie mag dieser Ton auf englisch heißen?«

Sollen wir's ihm sagen? SHIT.

Konkret 10/85, S. 70

Kristian Klippel, Janwillem van de Wetering

van de Wetering-Interview

Sein Kommissar ist ein erleuchteter Zen-Meister. Er selbst findet Gefallen an deutschen Panzern und würde gern mit Gewehr und Pistole ran an die Russen: Krimi-Autor Janwillem van de Wetering. Der Verlag stellt das neue Buch des New-Age-Papstes vor als »Das Andere Denken«. Titel: »Ein Blick ins Nichts«

KONKRET: In deinen Büchern wird der Mörder meistens nicht von der Polizei gefaßt, jedenfalls ist es nicht die Polizei, die Gerechtigkeit durchsetzt.

van de Wetering: Das tut sie nie. Polizei ist etwas sehr Merkwürdiges. Besonders in Holland. Die holländische Polizei ist nicht daran interessiert, jemanden festzunehmen. Sie ist daran interessiert, Ruhe zu bewahren. In Amerika greifen sie ein, wenn es eine Schlägerei in einer Bar gibt, sie haben Pistolen, Knüppel, Handschellen. Die holländische Polizei würde einfach an der Tür stehenbleiben, das üben die sogar. Wenn die Schlägerei sich beruhigt hat, geht einer hin und sagt: Hallo. Nicht: Was ist das Problem? Wer hat angefangen? Einfach: Hallo. Jemand wird schreien: Der hat angefangen, dieser Motherfucker in der Ecke! Er hat Arschloch zu mir gesagt, dann hat er mit meiner Frau gefickt, und der Polizist sagt einfach: Aha, und was dann? Dann hab ich ihm eine reinschlagen müssen! Soso, und dann?

Oder der Polizist sagt zu einem, der nicht aufhört: Du kommst mit, ganz ruhig, nicht laut, sonst kommen gleich alle Freunde und sagen, aber er hat doch nichts getan. Er holt ihn raus, setzt ihn in ein Auto, fährt zur Wache, steckt ihn in eine Zelle, und wenn er o.k. ist, sagt er: Willst du Kaffee? Dann fährt er ihn nach Hause. Das ist billiger als ihn dem Richter vorzuführen. In Amerika sperren sie ein. Es gibt hier 500.000 Leute im Knast bei 250 Millionen Einwohnern. In Holland 5.000 bei 14 Millionen. Das ist ein Riesenunterschied. In Holland will man die Leute nicht im Knast. Wozu? Es ist ein häßlicher Platz. Warum erzähl ich das?

KONKRET: Weil die Polizei in deinen Büchern nicht die Gerechtigkeit durchsetzt. In deinem letzten Buch ist es ein Unfall. Der Verbrecher ist selbst ein Bulle.

van de Wetering: Stimmt. Aber das ist nicht der Punkt. Sie können es nicht beweisen. Selbst wenn er es zugeben würde. Außerdem kann die Polizei nicht einen Polizisten verhaften, es sei denn, sie wendet sich an die Polizei-Polizei, das ist in den Niederlanden die Rijksrecherche. Kein Bulle würde in Holland zur Rijksrecherche gehen, um einen anderen anzuschwärzen. In meinem Buch kann der Täter mit seiner Schuld nicht leben. Also hat er einen Unfall.

KONKRET: Wegen der Gerechtigkeit oder wegen der Form?

van de Wetering: Das ist das Problem des Genres. Du mußt einen Mörder produzieren, sonst gibt es keinen Mord. In meinem neuen Buch habe ich das anders gemacht. Der japanische Kommissar Saito löst ein Verbrechen, das eigentlich keines ist. In einem Thriller muß, ein Mörder vorkommen. Aber das ist nicht der Punkt. Was ich zeigen will, ist die Entwicklung von De Gier. Der Commissaris ist ein Zen-Meister. Er bringt die unterdrückten Schattenseiten heraus. Das ist ihm wichtig, aber das heißt nicht, daß er seinen Job nicht so gut ausübt, wie er kann, ohne sich darum zu kümmern, ob er Erfolg hat.

KONKRET: Schreibst du so?

van de Wetering: Ich glaube, ich habe beim Schreiben meinen Charakter in drei Teile zerlegt. In den erleuchteten, den Commissaris, den neugierigen, De Gier, den traditionellen, Grijpstra. Sie sind in dauerndem Kampf miteinander, aber sie arbeiten zusammen. Sie klären die Verbrechen auf, sonst – wer zum Teufel würde es lesen? **KONKRET:** Am Ende der Serie geht De Gier nach Neu Guinea und schließt sich Van Meteren an, dem Mörder deines ersten Buches, der entkommt, weil er im Namen der Gerechtigkeit tötet. Er bringt einen Heroinhändler um. Glaubst du an Gerechtigkeit?

van de Wetering: Nein, das ist zu primitiv. Dieser Gerechtigkeitsfanatismus. führt zu nichts. Stell dir vor, das Böse wäre abgeschafft, es gäbe nur Gutes, saubere Vorstädte, große Häuser, schöne Gärten, Mercedesse, perfekte Ordnung, hübsche Kinder, die singend in die Schule gehen. Es wäre todlangweilig.

KONKRET: Sympathisierst du mit dem, was man »das Böse« nennt?

van de Wetering: Ich würde nicht sagen: Wenn es nicht da ist, muß man es schaffen.

KONKRET: Würdest du es bekämpfen?

van de Wetering: Ich habe diesen Traum: Die Russen überfallen Maine, was durchaus möglich ist. Das würde mir gefallen. Das hier ist ein gutes Kämpfer-Land. Ich habe Gewehre, Pistolen, ein Boot. Ich konnte nie die Deutschen bekämpfen, weil ich zu jung war.

KONKRET: Die Russen als Deutschen-Ersatz?

van de Wetering: Ja. Um meine Frustration, daß ich die Deutschen nicht bekämpfen konnte, zu befriedigen.

KONKRET: Denken viele Amerikaner so?

van de Wetering: Ich bin kein Amerikaner!

KONKRET: Aber Amerika bereitet sich darauf vor, »das Böse« zu bekämpfen.

van de Wetering: Amerika würde kämpfen, aber Amerika will nicht den Krieg. Amerika ist nicht aggressiv. Die Amerikaner sind good guys, die Russen sind bad guys. Die sind nach Afghanistan einmarschiert to fuck the country up und um einen Teil Rußlands draus zu machen, so wie sie Polen, Litauen, die Tschechoslowakei und Lettland eingenommen haben.

KONKRET: Die Amerikaner bereiten sich auf die Invasion in Nicaragua vor.

van de Wetering: Um Nicaragua vom Kommunismus zu befreien.

KONKRET: Identifizierst du also »das Übel« mit dem Kommunismus?

van de Wetering: Mit Rußland, ja. Weil wir nicht reif für Kommunismus sind. Natürlich, wir sollten alle Kommunisten sein, nicht arm und reich, alle nach den Bedürfnissen bezahlt.

KONKRET: Was muß passieren, damit die Welt reif dafür wird?

van de Wetering: Das Ego muß zertrümmert werden. Ich war in einer Zen-Kommune. Das funktionierte nicht. Nur Machtkämpfe und Arschkriecherei. Du mußt ein System haben. Demokratie ist *eine* Möglichkeit. Es ist kein gutes System, aber das absolut beste, das da ist. Kommunismus ist total fucked-up. Fuck them, wenn die das wollen. Ich kämpfe, wenn sie es hier tun. Dann könnte ich endlich die Deutschen bekämpfen, ich würde mit dem Boot rumfahren... Es ist ein kindischer Traum, ich weiß. In Wirklichkeit muß man nett sein zu ihnen. Wenn sie kommen, werde ich sagen: Wie gehts? Habt ihr gegessen? Das wäre die alte arabische Begrüßung. – Wenn du Geschäfte machst, hast du nur ein Ziel: Geld. Ich habe immer legale Geschäfte gemacht. Natürlich gibt es Konflikte. Was macht man dann? Man lädt die Parteien zum Dinner ein, arbeitet einen Vorschlag aus, der allen gefällt. Man kämpft nicht. Niemand hat was davon zu kämpfen. Am Ende macht man das Geschäft, und jeder ist zufrieden.

Zum Schönsten, was ich je gesehen habe, gehörten die deutschen Panzer, die im Nebel in den Maitagen 1940 in Holland einrollten. Ich wußte, daß es schrecklich war, aber es war ein wunderschöner Anblick, auch die Flugzeuge, die Messerschmitts und Spitfires, die einander über dem See bekämpften. Wir wohnten am See. Aber dann die Leute, die die großen Städte zerbombten. Wir sahen die Flugzeuge rüberkommen. Tausend Bomber auf einmal. Kannst du dir das vorstellen? Tausend Bomber voller Bomben. Das Haus wackelte von ihren Maschinen. Sie flogen so hoch, daß die Flak sie nicht erreichte. Die Deutschen hatten keine Kampfflugzeuge mehr. Deshalb bombardierten sie die Städte. Niemand konnte das überleben. Sie hatten keine Wahl, Hitler gab nicht auf. Ich weiß nicht, war es wirklich das, was Deutschland auf die Knie zwang? Ich denke, das ist ein Verbrechen. Da muß es einen besseren Weg geben. Kommandos über Berchtesgaden, Hitler fangen, irgendwas, aber nicht das. Wenn es so geht, dann will ich lieber sterben.

*

Am nächsten Morgen lädt er mich zu einer Bootstour ein. Der Motor streikt, wir rudern. Ab und zu zeigt van de Wetering auf die Küste, schüttelt den Kopf und äußert seine Verwunderung darüber, daß Land Privatbesitz sein kann. Plötzlich zieht er aus der Jacke eine Brieftasche. Er legt sie auf die Hand. Ein Loch ist in der Mitte, es blitzt Metall. Er lächelt, klappt das Leder auseinander, zieht eine kleine, flache Waffe mit goldenen Patronen raus. »Die ist für Straßenräuber in New York. Sieht aus wie eine Brieftasche. Wenn sie kommen und sagen, her mit dem Portemonnaie – peng, peng!«

Das vollständige Interview steht in LITERATUR KONKRET Heft 10/85, das ab 8. Oktober am Kiosk ist.

Konkret 10/85, S. 72

Franz Xaver Kroetz

Nicaragua-Tagebuch

Dies ist kein Bericht über Nicaragua. Dies ist ein Text, den Franz Xaver Kroetz im Dezember und Januar 1984/85 noch unterwegs in die Maschine gehämmert hat. Der Unterschied ist ihm wichtig. In ihm erkennt er sich und seine Reise wieder. KONKRET veröffentlicht einen Auszug

Man bummelt durch Managua und denkt: von was wollen die Amis diese Menschen befreien? Außer von der Freiheit?

Es ist friedlich. Keine Panzer, keine Schützengräben; wenige, aufmerksam in der Hitze stehende Soldaten. Bloß am Flughafen, bei der Einreise. Die Zöllner so, daß man sagen möchte: seid doch froh, wenn man kommt! Aber in 10 Minuten ist alles vorbei.

Das ist der »kleine Anfang«. Ich bin jetzt da.

Nach dem Ankommen, eine erste, kurze, tiefgehende Depression. Ich sehne mich danach wegzukommen, zuhause, ich will nichts als fort, und wenn ich »fort« angekommen bin, fall ich in ein Loch. Erschöpfung und Depression kommen wie Zwillinge. Schlaf nachmittags, vier Stunden, und ein schlechtes Abendessen danach.

Kein guter Anfang. Aber eine gute Nacht. 10 Stunden reinigender Schlaf.

Heute um neun Uhr auf, ein Frühstück mit gebratenem Reis, ham and eggs, Kaffee, Milch und roten Bohnen. Danach Spaziergänge durch kleinindustrielle Gegend. Ebenerdige Häuser, Gärten drum herum, nußbraune Kinder, Hängematten in den Häusern vor den Fernsehern, der Weihnachtsbaum aus Plastik überall und die Frauen tragen Stöckelschuhe. Vieles ist provisorisch. Je mehr man zum Managua-See kommt, umso ärmer werden die Menschen.

Wenn man es sich leisten kann, wohnt man möglichst weit weg vom See, denn der See ist total verdreckt und stinkt. Kleine geflickte Hütten uferwärts. Vor mancher ein Schwein, eine Kuh, junge Hunde, freundliche spielende Kinder. Der See ist bleiern, reglos, als hätte ihn der Dreck gelähmt. Trotzdem stecken ein paar Kühe ihre Schnauzen hinein. Hinter dem See gibt es bewaldete Hügel, sie schauen vertraut aus, heimatlich.

Zu Mittag werde ich abgeholt.

Obwohl ich bloß eine kleine Runde drehen wollte, verlaufe ich mich. Es ist das zweite Mal. Gestern abend bin ich nur vors Hotel und habe sofort die Orientierung verloren. Es heißt, in Managua könne man sich am besten an den Bäumen orientieren. Sie haben das Erdbeben von 1972 überstanden. Aber es gibt zu wenig Bäume.

Die Stadt kann man auch vom Blickpunkt des Inter-Conti aus einteilen. Da ich von niemandem eingeladen bin und meine Reise selber zahle, ist es mir nicht möglich, von den vollklimatisierten, nestförmigen Zimmern des Inter-Conti auf die Stadt zu schauen. Ich will auch nicht.

Mein Leben »zuhause« soll sich verkleinern. Ich will mein kleines Leben an den großen Erdball anlegen und merken, daß ich ein Würstchen bin. Ich habe eine tiefe Sehnsucht nach diesem »Würstchengefühl«. Ich will Urlaub von Franz Xaver Kroetz und das geht nicht im Inter-Conti. Außerdem hasse ich alle amerikanischen Hotels. Egal, ob sie in Managua oder in Frankfurt stehen. Ich will kein Telefon im Zimmer, mit dem ich nach München durchwählen kann und mit dem man mich aus München anläuten kann.

Die Stadt ist schwer zu beschreiben, weil sie NICHT ist. Jedenfalls, wenn man aus Europa kommt und europäische Städte im Kopf hat; dann ist sie NICHT, weil das Erdbeben außer der Kathedrale, dem Somoza-Bunker, dem Regierungspalast und dem Inter-Conti buchstäblich nichts übrig gelassen hat.

Es gibt keine Häuser, die man sich merken könnte. Denkmäler, keine alten Straßenzüge, idyllische Plätzchen. Es gibt nichts, wozu man sagen könnte: das merk ich mir, das find ich wieder. Man findet nichts wieder. Die meisten Menschen haben sich ebenerdige einzimmrige Häuschen gebaut (Mischung aus Behelfsheim und Bungalow). Davon gibt es unendlich viele, in verschiedenen weit auseinander gelegenen Vierteln, die alle auf das alte Zentrum zulaufen: einen verwilderten Park mit Schmetterlingen, Blumen und Ruinen. Eine Mischung aus Truppenübungsplatz und Stadturwald. Ich habe noch nie so eine Stadt gesehen.

Die Ruinen sind nicht vom Krieg, sie sind alle vom Erdbeben. Somoza hat für den Wiederaufbau der Stadt viel Geld bekommen; internationales Geld. Wenn man die Stadt sieht, weiß man, das Geld ging in einige vornehme Vorstadtviertel, die so ausschauen wie bei uns die Villenvororte und in seine eigene Tasche. Zu den Menschen kam das Geld nicht.

Diese Menschen sind freundlich, aber nicht aufdringlich. Viele schauen den Ausländer gar nicht an, wenn er auf ihrer staubigen Straße vorbeigeht. Wenn man neugierig wo reinschaut, wird man angelächelt. Aus einem der niedern geduckten Häuschen kommt Musik. Ich schau rein. Da ist eine kleine Feier und ich werde dazugewunken. Da ich nicht Spanisch

kann, will ich nicht hineingehen. Ich muß. Ich muß mich niedersitzen und einen Rum mit Cola trinken. Ich kann sagen: jo soi Francesco, jo soi Aleman. Alle lachen und reden auf mich ein. Daß ich sie nicht versteh, macht ihnen nichts.

Bei meinen ersten Schritten hier denk ich immer wieder: wo ist die Bedrohung? Wo ist der Druck, der von Nordamerika ausgeht? Ich habe mit einer Stadt gerechnet, die vor Spannung birst, in der man kaum atmen kann. Ich habe die Einmarschdrohungen der Nordamerikaner im Kopf, die man` fast täglich in unseren Zeitungen lesen konnte. Ich dachte, vielleicht reise ich nach Nicaragua gerade jetzt, weil ich einen Krieg erleben will, miterleben will, weil ich darüber schreiben will, wie die Amis dieses Land niederwalzen; weil ich schreiben will, oder sterben will in diesem Land; das ich so gern hab, obwohl ich es überhaupt nicht kenn!

Immer wieder versuche ich mir vorzustellen, wie Managua ausschaut, wenn amerikanische Panzer eingerollt sind. Zwischen die kleinen Häuser, in die wilden Gärten- zwischen Rind und Hund und Kind. Managua ist ja auch eine riesengroße Laubenpieperkolonie.

Ich bin heute abend verwirrt und müde. Ich habe mir alles ganz anders vorgestellt.

Mit der Liebe / ist es vorbei. / Nur du hast noch / mit dir Geduld. / Im Spiegel / überraschst du dich / mit dir: / so schau ich / doch nicht aus. / u.s.w.

Deprimiert heute. Irgendwie einsam. Da fährt man wo weg und will allein sein, und dann kommt man an und ist einsam. Noch dazu in einer fremden Stadt, die mit mir kein Wort Deutsch und mit der ich kein Wort Englisch sprechen kann.

Ich habe noch eine eiserne Ration von drei Telefonnummern, da kann ich anrufen, wenn ich glaub, daß ich allein gar nicht mehr weiter komm. Ich glaub, ich muß diese »eiserne Ration« bald benützen. Ich weiß am zweiten Tag schon nicht mehr, warum ich hergefahren bin. Diese weite, ebenerdige Stadt ohne Zentrum, ohne »Griff«. Ich bin heute 3 Stunden durch diese Stadt gelaufen und habe mich wieder nicht zurechtgefunden. Schlimmer, allmählich weiß ich gar nicht mehr, was ich suche.

Mein speziell auf Nicaragua »spezialisiertes« Reisebüro hat mich in einem Hotel untergebracht, das ziemlich weit draußen liegt. Zwischen dem Flughafen und dem Marketa Oriental.

Was man einigermaßen als Zentrum gelten lassen könnte, liegt mindestens eine Stunde weit weg zu Fuß; anders kann ich mich nicht fortbewegen. Die Taxen funktionieren kollektiv, d. h. keines hält, weil alle voll sind. An sich sympathisch, aber für mich unpraktisch. Und mit dem Bus fahren? Na ja, ich weiß ja gar nicht, wohin ich will. Und wie finde ich einen Bus, der mich dorthin bringt?

Ich sitz in meinem Zimmer, das etwas lochartig ist, bei schlechtem Licht und kann kaum schreiben. Das Hotel ist sympathisch still und leer. Es könnte sein, daß ich eine Bewegung mache und erschrecke. Ich denke heute, daß ich irgendwann in den letzten 2 Jahren den roten Faden in meinem Leben verloren hab, und jetzt am zweiten Tag in Nicaragua denke ich, daß es verrückt war zu glauben, ich könne ihn gerade hier wieder finden.

Ich weiß, daß ich hergekommen bin, um etwas über Nicaragua zu schreiben. Ich lese die Zeilen und merke, daß ich über mich und nicht über Nicaragua schreibe. Ich denke mir, vielleicht muß man weit weg fahren, weg von sich selber, wenn man über sich schreiben will. Das war zwar nicht die Absicht dieser Reise, aber wenn es nicht anders geht? Ich will mir auch nichts vormachen; bin ich nicht, seit ich hier bin eigentlich deshalb enttäuscht, weil ich dachte ich reise in ein Land, in dem man mich braucht? Hatte ich nicht eine absurde kindische Vorstellung, daß gerade hier meine Arbeit gebraucht würde, daß hier der Schriftsteller einen Sinn hätte? Am liebsten würde ich morgen zum Cubana-Reisebüro gehen und versuchen, möglichst bald einen Rückflug zu kriegen.

Ich versuche, mir zuzureden, daß ich übermüdet bin, daß der Zeit- und Klimawechsel mir zu schaffen macht, daß ich noch keine zwei Tage hier bin, daß ich einfach Geduld haben muß. Geduld mit mir und Nicaragua. Ich rede mir ein, daß ich auf jeder Reise ein paar Tage brauchte, bis ich mit mir und dem Land zurecht kam. Warum sollte es mir in Zentralamerika anders gehen?

Was mich vor allem deprimiert, ist der Umstand, daß ich es inzwischen lächerlich finde, daß ich nach Nicaragua gekommen bin, um über Nicaragua zu schreiben. Es kommt mir kühn und unsinnig vor, aber ich kann doch nicht mein Leben lang über bayerische Bauern und Proleten schreiben; ich will auch nicht mein Leben lang darüber schreiben. Ich gebe es zu:

Im Flugzeug von Ost-Berlin über Canada bis nach Havanna und von dort nach Managua, habe ich irgendwie gehofft, daß alles sehr leicht sein würde. Jetzt renne ich seit zwei Tagen durch diese heiße, trockene, eilige Erdbebenstadt, verlasse mich auf kein Verkehrsmittel außer meine Füße, hab an diesen Blasen und komm doch keinen Schritt weiter; weiterhinein in das, was man den Zustand einer Revolution nach 5 Jahren nennen könnte, einer Revolution, von der ich zuwenig weiß und die ich, wie viele andere Freunde, aus ganzem Herzen begrüßt habe. Renne ich durch dieses gottverdammt weitläufige

Managua, um auf die Spuren dessen zu kommen, was in meinem Kopf eine »Revolution« ist; nur in meinem Kopf? Ach was! Wahrscheinlich hämmere ich diese wirren Gedanken einfach deshalb in die Maschine, jetzt kurz vor Mitternacht bei diesem scheiß Licht, von Moskitos zusammengestochen, die mir nur ein bißchen Ruhe geben, wenn ich die altmodische Klimaanlage auf volle Touren stelle; wenn ich das aber tu, habe ich das Gefühl, neben einem Flugzeug zu sitzen, das beim Starten ist – wo war ich denn? Ach ja, wahrscheinlich hämmere ich nur in die Maschine, weil ich die Schreibstarre überwinden will, die mich auf allen Reisen befällt. Deshalb befällt, weil ich mir immer denke, das ist nicht dein Job, davon hast du zuwenig Ahnung, das mußt du den Journalisten überlassen und den Reiseschriftstellern, aber nichts da diesmal! Ich werde aus Nicaragua etwas mit nach Hause bringen, und wenn ich Scheiße fressen muß auf literarisch, genau!

Klar ist es lächerlich, 2 Tage hier zu sein und was schreiben zu wollen, aber vielleicht weiß ich nach 4 Wochen auch nicht mehr und dann hab ich gar nichts geschrieben. Ich glaube auch, daß ich mich jetzt entschieden hab! Ich bleibe bei der Tagebuchform für Nicaragua, egal, ob ich über mich oder Nicaragua weiterschreib, ich bleibe bei dieser Form. Sie erleichtert es mir, ins Unreine zu schreiben. Sie nimmt mir die politische Verantwortung und gibt mir die poetische Freiheit, über mich und mein Elend zu schreiben.

Geh jetzt schlafen Kroetz! Morgen brichst du deine »eiserne Telefonnummern-Ration« an; vielleicht geht's dann besser und sei es nur, daß du jemand findest, der dir was dolmetscht in Managua, dieser verwirrenden, heißen Nicht-Stadt, in der ich mich vielleicht wirklich erst dann besser zurecht finde, wenn ich auf die Bäume achte.

Nach dem Frühstück. Die Wirtin (oder ist es die Tochter der Wirtin?) hat sich zu mir an den Frühstückstisch gesetzt. Sie hat mich bis spät in die Nacht hinein tippen gehört. Sie ist neugierig geworden, was der »Aleman« in Managua will. Ich sag ihr, daß ich »eigentlich ein playwrit« bin, der über Nicaragua kein Theaterstück schreiben will.

Sie sagt: wir haben auch ein Theater, es ist ein großes Theater, mehr als tausend Plätze, aber es funktioniert nicht. Während der Revolution haben sie die Klimaanlage kaputt gemacht und ohne Klimaanlage kein Theater. Dabei deutet sie auf ihren kräftigen Busen und lacht: nicht wegen der Hitze, wegen der Luft. Ohne Klimaanlage erstickt man.

Wir unterhalten uns auf Englisch. Ich bin zwar fest davon überzeugt, daß weder sie noch ich wirklich Englisch können, aber wir verständigen uns. Mühevoll und fröhlich. Sie sagt mir, vor ein paar Tagen hätten Contras hinter Chinandega wieder drei Menschen umgebracht. Zwei Männer und eine Frau. Angestellte einer Kooperative, deren Name ich nicht verstanden habe. Sie schießen auf alles, was sich bewegt, auf alles, was sie treffen können und auf alles, was nicht beschützt wird, sagt die Wirtin. Unser Gespräch kommt ganz von selber und schneller als erwartet auf die Contra.

Was wir momentan haben, sagt meine Wirtin, das ist natürlich nicht das, was ich mir als Regierung wünschen würde, wir gehören zum Mittelstand. Meine Familie war gegen Somoza, wie viele aus dem Mittelstand. Wir sind auch gegen die jetzige Regierung, wie viele aus dem Mittelstand. Aber die Contra, fährt sie fort, das sind auch nicht unsere Leute, die haben ihre Anhänger in Miami und an der Atlantikküste, aber nicht hier, nicht in Managua und nicht in Leon und nicht in Granada. Unsere Regierung sagt, daß sie einen Krieg gegen die Contra führt, aber ich glaube, das sind nur noch ein paar Mörderbanden, die als Legitimation für die vollständige Militarisierung unseres Landes dienen. Das sollten sich die USA einmal überlegen, sofern sie denken können. Aber die USA haben keine Politik gegen Nicaragua, sagt sie und lacht. Sie sind groß und mächtig, aber sie haben keine Politik gegen Nicaragua. Sie sind hilflos. Heute wollen sie uns einschüchtern, morgen wollen sie uns erpressen, übermorgen wollen sie uns überfallen. Meinst du, sagt sie plötzlich und schaut mich aus ihren schwarzen Augen streng an, daß wir von den USA viel Hilfe zu erwarten haben? Was war das anderes, als ein dreckiger kleiner Nervenkrieg, als sie uns vor ein paar Wochen täglich Schlag zehn Uhr ihre überschallschnellen schwarzen Aufklärungsflugzeuge über die Stadt schickten! Am ersten Tag erschraken wir, als die Fensterscheiben klirrten, weil wir dachten, irgendwo ist etwas explodiert. Am zweiten Tag waren wir eingeschüchtert und ängstlich, weil wir dachten, vielleicht bringen sie diesmal Bomben mit. Aber am dritten Tag haben die Menschen in den Straßen die Faust zum Himmel erhoben und die Yankees verflucht. Diese Yankees mit ihren Flugzeugen über unserer Stadt.

Die Amerikaner verstehen nichts von der Psychologie einer kleinen Nation. Gar nichts verstehen sie davon. Und solange sie das nicht lernen, werden sie bei keiner kleinen Nation Glück haben. Weder in Zentralamerika noch anderswo.

Willst du noch einen Kaffee? fragt sie unvermittelt und lacht mich an. Ich will noch ein bißchen Kaffee. Wenn du willst, sagt sie, kannst du nachher mit mir ins Zentrum fahren. Ich lache. Ins Zentrum? Na da bin ich aber gespannt, wo das diesmal liegt!

Es ist ein traumhaftes Gefühl, mit einem uralten, himmelblauen Chevrolet dorthin zu fahren, wo man bisher fluchend gegangen ist. Ein wirklicher Fortschritt. Eine Eroberung. Ein Triumph. Die Carretera de Norte wird plötzlich das, was sie wirklich ist: eine mehrspurige breite Straße zum Fahren und nicht zum Gehen! Ich spüre förmlich, wie meine Depressionen nachlassen. Ich rolle gemächlich knurrend am blühenden, sträucherartigen, weiten ehemaligen Zentrum vorbei, sehe die Schmetterlinge und stehe nicht schwitzend dazwischen. Das Viertel vor dem Somoza-Bunker macht einen starken politischen Eindruck. Parolen, Plakate, an den Hauseingängen die Namen der verschiedensten Organisationen, Milizheime, Parteizentren u.s.w.

Meine Wirtin gibt dem alten Chevi die Sporen, daß er quietscht und bis auf die Blattfedern durchsackt, wenn er durch ein Schlagloch fahrt. Es gibt viele Schlaglöcher. Lustig, daß der Somoza-Bunker, in dem jetzt Tomas Borge, der Innenminister und große Mann im Hintergrund residiert, zumindest von außen sichtbar nur von einer einzigen, äußerst attraktiven, jungen Nicaraguanerin in Uniform bewacht wird. Vielleicht soll sie den Feind nur verwirren. Bei mir gelingt es ihr. Ich beginne allmählich Augen für die schönen Frauen von Managua zu kriegen.

Meine Wirtin hält vor dem Ministerium und sagt, sie hätte nur kurz etwas zu erledigen, aber kein Problem, sie käme gleich wieder; das gleich wieder dauert eine knappe Stunde. Ich verlasse den Chevi nur ungern; für die Nicas ist jetzt Winter, aber für mich sind 28 Grad im Schatten eher die Vorstufe zur Sauna. Ich lauf ein bißchen auf und ab. Sehe neben dem Innenministerium ein großes Militärgelände, Kasernen, übende Soldaten, LKWs, Geschütze. Gleich dahinter ist das Interconti. Irgendwie eine köstliche Mischung.

Jetzt sind auch die Straßen mit Soldaten voll. Sie stehen an den Bussen, sie fahren per Anhalter, sie dösen im Schatten. Die meisten sind bis an die Zähne bewaffnet und ich denke mir: 14/15jährige schleppen ihre MPs wie schwere Schultaschen durch die Gegend.

Eine Regierung, die ihr Volk derartig selbstverständlich gut bewaffnet durch die Gegend laufen läßt, die kann sich nicht fürchten vor diesem Volk.

Ich steige eine alte, vom Erdbeben verschonte Stadiontreppe hinauf; dahinter an die hundert Mann übende Soldaten. Ich schau mich um. Mich wundert die Lässigkeit. Mühelos könnte ich mit einer Handgranate hier ein Blutbad anrichten; vielleicht hätte ich sogar noch die Zeit unterzutauchen. Kein Mensch kümmert sich um mich. Ich steig die Treppe wieder runter. Erst als ich schon wieder unten bin, kommt einer in Zivil mit einer MP um den Bauch auf mich zugeschlurft und deutet mir, daß das Betreten der Treppe verboten sei. Ich nicke, sag auf bayrisch: »Na ja, jetz war i ja scho drobn«. Er schaut mich an, lächelt, versteht nichts und redet dann spanisch auf mich ein. Meine zwei Sätze: jo soi Francesco, jo soi Aleman, kommen blendend an. Er schlägt mir auf die Schulter und ich geh weiter. Irgendwie verwirrt mich die Lässigkeit, die Fröhlichkeit, die Selbstverständlichkeit, die sonderbare Kameradschaft, die ich überall spür.

Ich denke mir, daß ich meinen Heldentod im Kampf um die Freiheit Nicaraguas vielleicht ein bißchen verschieben muß und mich vorerst mal lieber den fröhlichen Dingen des Lebens zuwenden sollte. Oh, es geht mir verdammt viel besser heute. Es ist schon komisch, wieviel zwei Augen, ein kräftiger Busen, ein Lachen, ein alter Chevi ausmachen können. Eine Handvoll Freundlichkeit und es geht dir besser.

Ich denke noch kurz darüber nach, ob meine Wirtin sich im Innenministerium Instruktionen für die weitere Behandlung des deutschen Gastes holt, beschließe aber, den deutschen Dichter Kroetz so wichtig doch wieder nicht zu nehmen. Ich glaube, meine Berühmtheit in Zentralamerika hält sich unglaublich in Grenzen. Ich bin schon zufrieden, wenn die Besitzer der drei Telefonnummern mit dem Namen Franz Xaver Kroetz was anfangen können.

Endlich kommt meine Wirtin. Ich höre ihre Stöckelschuhe auf dem Pflaster kratzen. Sie wirft den Hintern wie ein Geschütz hin und her und ist stocksauer. Bin froh, daß sie mich nicht aus ihrem Chevi schmeißt. Bin froh, daß sie auf Spanisch vor sich hin schimpft und so tut, als wär ich gar nicht da. Ich bin da und wir fahren weiter, das ist die Hauptsache. Schweigend fahren wir am Inter-Conti vorbei, biegen links ab, fahren auf den steilen Hügel an dem das Inter-Conti lehnt (dieser Hügel kam mir gestern zu Fuß wie ein Berg vor), biegen dann halbrechts Richtung Plaza Espana ab. Meine Wirtin sagt, sich allmählich fassend in dem Englisch, von dem ich mir inzwischen einbilde, daß nur ich es verstehe: Das sind alles Idioten. Es ist unglaublich, daß sich so junge, sympathische Revolutionäre in so kurzer Zeit mit so vielen Idioten umgeben können. Wo nehmen sie die alle her? Hat Nicaragua so viele Idioten? Wenn diese Regierung sich nicht von den Opportunisten, Idioten und Stalinisten trennt, dann werden sie diese Revolution so herunterwirtschaften, daß sogar das nicaraguanische Volk, das ein gutmütiges Volk ist, es nicht mehr aushalten wird.

Ich versuche zu fragen, um was es im Innenministerium gegangen ist. Ich kapier nur, daß sie irgendeine Konzession für irgendein Gästehaus ihres Hotels oder sowas ähnliches haben will. Und jetzt läuft sie von einem Ministerium zum andern, und niemand ist zuständig. Sie sagt, bei Somoza hätt ich gewußt, wer zuständig ist, denjenigen hätt ich bestochen und ich hätte die Konzession bekommen. Aber jetzt, sie schaut mich an und lächelt erstmals nach dem großen Wutausbruch wieder. Unter Somoza hat man alles gegen Bestechung bekommen, gegen bares Geld: Konzessionen, Autos, Telefone, Frauen. Autos gibt es keine mehr, Telefonanschlüsse sollen kommen, nur die Frauen sind umsonst. Wo krieg ich meine Konzession her?

Wir fahren weiter zur Plaza Espana, dahinter ist ein großer Supermarkt. Sie will einkaufen. Der Supermarkt erinnert mich erstmals an die sozialistischen Staaten. Sein Angebot ist unübersehbar mager und eintönig. Es gibt auch Bücher, wenige Titel, aber von jedem der wenigen Titel jeweils 50 bis 100 Exemplare. Ich seh ein paar schön gemachte Bände mit Gedichten von Ernesto Cardenal. Gedichte im Supermarkt – eine schöne Idee. Meine Begleiterin sagt mir, die Bücher würden sogar gekauft. Einige Käufer habe sie allerdings im Verdacht, die Bücher weniger zum Lesen als zum Scheißen zu verwenden. Sie sagt, manchmal gibt es kein Klopapier und wenn, dann ist es teurer als diese Bücher und die Papierqualität

ist die gleiche. Sie hält mir eine Ausgabe der gesammelten Schriften von Carlos Fonseca hin, dem großen revolutionären Denker der nicaraguanischen Revolution, der den Sieg nicht mehr erlebt hat, sondern erschossen wurde. Meine Begleiterin lächelt mich an: aber das machen wir wirklich nur, wenns kein Klopapier gibt, sonst lesen wir. Seit der Revolution wird zehnmal soviel gelesen wie vorher, sogar ich lese mehr.

Die Trockenmilch ist rationiert. Es gibt sie in 5-Kilo Eimern, pro Person einen Eimer. Meine Begleiterin sagt: du nimmst auch einen Eimer, verstanden ! So kann sie zwei durch die Kasse bringen . Und ich »kaufe« in Nicaragua als erstes 5 kg Trockenmilch.

Nachdem wir alles im Wagen verstaut haben, sagt sie: ich muß irgendwas essen. Willst du einen Schnellimbiß oder in die beste Konditorei von Managua? Da ich in den Schnellimbiß will, erreichen unsere diplomatischen Beziehungen vorübergehend wieder einen Tiefpunkt. Vor der Konditorei ist eine große Schlange. Ah, es gibt frisches Brot, sagt meine Wirtin. Ich frag, ob es Schwierigkeiten mit der Brotversorgung gebe, sie sagt: eigentlich nicht, aber hier gibt es eben das beste Brot von Managua und die Nicaraguaner wollen immer das Beste, vor allem seit der Revolution. Auch wenn sie es noch nie hatten und nie kriegen werden, wir sind eben so.

Der Schnellimbiß ist wie eine Volksküche, nicht gemütlich, aber man kann für wenig Geld ein richtiges Essen bekommen, das schmeckt. Meine Begleiterin ißt nur einen Berg Salat. Auch im Schnellimbiß Soldaten und Miliz, schwerbewaffnet löffeln sie das preiswerte Essen hinein. Einen Tisch von uns entfernt sitzt eine bildhübsche Milizionärin, im Tarnanzug, das Schnellfeuergewehr auf dem Schoß und den Kopf voller Lockenwickler. Auch sie ißt nur Salat. Weiter hinten patzt ein Bursche in zu enger Uniform zuerst seine Hose und dann seine MP an. Verlegen wischt er beides unter dem Tisch sauber. So irgendwie stell ich mir eine Volksarmee vor. Und ich denke mir: ab dem Zeitpunkt, wo nach einer Revolution das Volk entwaffnet wird, beginnt die Konterrevolution. In Nicaragua steht das Volk noch unter Waffen.

Nach unserem gemeinsamen Mahl sagt sie: jetzt muß ich für 2 Stunden was erledigen. Gehst du zurück, oder soll ich dich hier abholen? Da ich inzwischen weiß, wielange die paar Augenblicke vor dem Innenministerium gedauert haben, denke ich mir, daß 2 Stunden in jedem Fall heißen, daß ich heute im Freien auf der Plaza Espana zu übernachten habe, wenn ich auf sie warte. Der Abschied von ihr und ihrem Chevi fällt mir schwer.

Ich lauf herum, trinke in einem netten kleinen Cafe ein Bier, lauf wieder herum und merk, daß allmählich meine Augen aufgehen, meine Angst abfällt und ich anfange in Nicaragua zu SEIN. Ich seh an vielen Hauswänden mit ungelenker Hand geschriebene Parolen, bunte politische Kreativität; an einer großen Hauswand ganz klein hingekritzelt: patria libre o morir; und das »o« ist zweimal unterstrichen. Es gibt viele solche Äußerungen, ungelenk an die Wände gebuchstabt. Das Volk schreibt an die Hauswände was es denkt, fühlt und wünscht, vor, mitten und nach der Revolution (an einer Hauswand lese ich: nieder. mit der neuen Bürokratie, nieder mit den neuen Bürokraten, zurück zur Revolution). All diese Inschriften, diese politischen »Marterl«, sind individuell und nicht aufdringlich.

Hin und wieder sieht man den Papst im Vierfarbdruck neben der Haustür eines blitzblanken Bungalows. Natürlich hausen sie nicht alle in den Behelfsheimen, in den Gartenlauben, in den zusammengezimmerten Häuschen. Die Reichen oder die Reicheren haben Bungalows, die auch im Grunewald stehen könnten und die zieht's anscheinend mehr zum Herrn Papst als zur FSLN (Frente Sandinista Liberation National). Man kann es ihnen nicht verdenken, der Papst tut einfach mehr für die Reichen als für die Armen. Ich glaube, daß dies auch die feine, vornehme Art des Protestes gegen die Regierung ist, dafür eignet sich ein vierfarbiger Heiliger Vater besonders. Dann lande ich wieder vor dem Inter-Conti. Irgendwie ist dieses scheiß Inter-Conti doch das Centrum, inzwischen, nachdem es kein Centrum mehr gibt.

Da beim Erdbeben sowenig übriggeblieben ist, hat es keine Gegner mehr. Es ist allein auf weiter Flur und teilt die »Regierungsgewalt« mit dem ehemaligen Somoza-Bunker. Beide haben die Ausstrahlung von Schußapparaten. Ich möchte die Stadt nicht als Gast des Innenministeriums und auch nicht aus dem 9. Stockwerk dieses scheiß Hotels erleben.

Ich glaube, wenn man hinter den getönten Scheiben herausstarrt, dann schaut alles auf der Welt gleich aus; die angenehme, erkältungsfördernde Kühle der Aircondition tötet nicht nur die Hitze, sie tötet das Erleben, sie tötet die Berührung, sie tötet das Einlassen auf eine fremde Stadt (ich werde nie vergessen, wie ich in Calcutta mit dem Aircondition-Mercedes des Konsulats einen Vormittag lang herumgefahren wurde: Man starrt aus der Kühle in die Hitze, man ist getrennt, alles ist unwirklich, nichts tut weh, nichts tut gut).

Neben dem Inter-Conti gibt's ein fettes Viertel mit fetten Häusern und erstmals spüre ich verächtlich mißmutig schauende Menschen, Blicke auf mich, den schwitzenden Ausländer. An einem Haus steht ein Schild, daß dort die »Internationale« Prenza beheimatet ist, also das Blatt der nationalen Reaktion. (Immer wieder hört man, daß die Pressezensur in Nicaragua aufgehoben werden soll. Ich war und bin der Meinung, daß die Presse gesellschaftlich geregelt werden muß und nicht privatwirtschaftlich. Die Köpfe der Menschen sind nicht Freiwild, sind nicht Terrain derer, die das Geld haben, sie zu überschwemmen. Die Köpfe der Menschen sind das kostbarste, was ein Land, was ein Volk hat; und Demokratie herrscht erst, wenn auch die Gewalt, der Einfluß auf die Köpfe demokratisiert ist. Meine Angst vor der reaktionären Presse ist eben vor allem eine europäische Angst, ist eine westdeutsche Angst, ist eine Springer-Angst) .

Vereinzelt sehe ich noch Wahlplakate, hauptsächlich von der FSLN, aber in einigen Straßen auch massiv von den Oppositionsparteien. Rund 60% der Stimmen bei über 80% Wahlbeteiligung für die FSLN.

In den USA, wo nur etwas mehr als die Hälfte wählt oder wählen darf – da man ja gemeldet sein muß, um wählen zu dürfen und das sind viele Amis aus guten Gründen nicht – erhält der Präsident bei einem knappen Wahlausgang tatsächlich nur ein Viertel aller möglichen Stimmen; und sogar Reagan hat bei seinem Supersieg nicht einmal jeder 3. Amerikaner gewählt. Warum kann oder will fast die Hälfte der Amerikaner nicht wählen? Was geht in diesen schweigenden Millionen vor? Armut, Depression, soziale, geistige Verelendung, die Angst vor den Behörden, wenn man, um die Wahlberechtigung zu erlangen, auftauchen würde? Ich glaube nicht, daß die Amerikaner das Recht haben, die Wahlen in Nicaragua als undemokratisch zu bezeichnen. Daß die Amis diese Wahlen nicht anerkennen, ist klar: für die Legitimation eines Überfalles steht ihnen eine gewählte Regierung im Weg. Nicaragua ist auch seinen Nachbarn ein Dorn im Auge. Hier gibt's ein gewisses Maß an Freiheit, Demokratie und kein staatliches Verbrechen. Und das in der Nachbarschaft von Ländern wie Honduras, El Salvador, Guatemala. Wo das, was man bei uns Schwerstkriminalität nennt, ganz selbstverständlich zum politischen Instrumentarium der Machterhaltung gehört. Ich hätte lieber, wenn Nicaragua in Europa läge. Seine Entwicklung zur vollen Demokratie hin würde leichter sein.

Die Amerikaner haben Honduras, das zweitärmste Land hinter Haiti in Lateinamerika, zu einem riesigen militärischen Aufmarschgebiet gemacht. Honduras wird von nichts anderem regiert als von US-amerikanischen Militärinteressen. Dieser Ausverkauf des Landes stößt auf wenig Widerstand, die nationalen Widerstandskräfte in Honduras sind unterentwickelt, und das amerikanische Interesse bringt Dollars ins Land. Daß die Dollars die Armen nicht erreichen, daß die Dollars die Infrastruktur für militärische, aber nicht für wirtschaftliche Zwecke entwickeln und daß der amerikanische Dollar die heimische Industrie und Landwirtschaft kaputt macht, das weiß die intellektuelle, bürgerlich gebildete Oberschicht, aber die hat in Honduras keine Macht. Komisch ist nur, daß vor den Augen der Weltöffentlichkeit ein Land von den Amis verfrühstückt wird für seine Mittagsinteressen gegen Nicaragua, ohne daß Protest sich in der Welt gerührt hätte. Man akzeptiert einfach, daß die Amis mit Dollars und Panzern anrollen, die nationale Politik aushebeln, als politische Macht installieren, was ihnen genehm ist.

Ich glaube, es ist letztlich egal, ob dieses kleine Land nun Honduras oder Bundesrepublik Deutschland heißt, die amerikanische Politik versucht, zukünftige Schlachtfelder zu schaffen außerhalb der Grenzen der Vereinigten Staaten. Und diese Schlachtfelder sind kalkuliert, gewollt und wohl ausgesucht. Wenn man davon ausgeht, und die derzeitige amerikanische Regierung geht wohl davon aus, daß neue Kriege nicht zu vermeiden sind, ist es von Interesse, vorher festzulegen, wo diese Kriege stattzufinden haben.

Ein kleiner Kolonialkrieg in Zentralamerika, ein mittlerer Atomkrieg in Europa und ein paar Stellvertreter-Kriege in Afrika, damit der Generalstab im Pentagon nicht aus der Übung kommt? In Mittelamerika, das ist für mich klar, schalten und walten die Amis so, als seien die kleinen Staaten nichts als Firmen in der Hand des Welt-Multis USA. Und Nicaragua hat sich entprivatisiert, entsomoziert und entnordamerikanisiert. Das wird man Nicaragua so schnell nicht verzeihen.

Hier in Nicaragua sagt man, es seien gerade die jungen Offiziere im Pentagon, die Vietnam nicht mehr erlebt haben, die Lust hätten auszuprobieren wie Krieg ist. Am besten so ein kleiner, überschaubarer, sprich mittelamerikanischer ... Diese jungen Offiziere, die hochintelligente, eloquente, bestens ausgebildete bürokratische Nationalisten sind, und die gerade unter Reagan in entscheidende Stellungen kamen, diese militärisch-bürokratischen Fanaten der »nationalen Sicherheit« (womit man das Recht hat, letztlich jeden überall in der Welt zu überfallen bzw. ihm zu »helfen«) sind wohl die Kriegsgefahr für Nicaragua (und für mein Land?) Nicaragua ist nicht Vietnam. Und gottseidank auch nicht Grenada. Es ist weder im Handstreich zu nehmen, noch bedarf es eines langen Krieges. Das Risiko ist derzeit nicht kalkulierbar. Das ist gut für Nicaragua. Außerdem wissen die Amis nicht, was es international bedeuten würde, wenn sie Nicaragua überfallen, denn es gibt nur wenige Bananenrepubliken, wie mein eigenes Land, auf die man sich in einem solchen Fall natürlich verlassen könnte, egal, wen man überfällt, was man überfällt. Die meisten anderen Staaten haben mehr Eigenstaatlichkeit, mehr Souveränität, mehr Wirklichkeit.

Das heiße Eisen Mittelamerika könnte gerade dadurch explodieren, daß die USA in Nicaragua eingreifen; dann kracht es plötzlich nicht nur in El Salvador, sondern auch in Honduras und in Guatemala, und die 250 000 Menschen, die in Panama gerade einen Generalstreik und eine Großdemonstration gegen die Auflagen des Internationalen Währungsfonds erfolgreich geführt haben, die könnten den Kopf noch weiter erheben. Das Szenario ist in jedem Fall unberechenbar. Ganz zu schweigen davon, wielange man brauchen würde, um Nicaragua kaputt zu machen. Denn solange Nicaragua von außen angegriffen wird, wird der Patriotismus in Nicaragua unbeugsam sein.

Konkret 10/85, S. 78

Niklaus Meienberg

Eine Orgie als Kulturlandschaft

Es bennt und rilkt, es hölderlint und georgelt im neuen Opus von Botho Strauß

So ein Buch, voll aus dem Lesen gegriffen, hat man schon lange nicht mehr auf dem Markt gesehen, und so viele längst totgeglaubte, belastete, unmöglich gewordene Wörter sind seit dem 8. Mai 1945 nicht mehr neu aufgelegt worden; aber jetzt haben wir sie zwischen zwei Buchdeckeln, ein Angebinde des Hanser-Verlages für DM 18.-, und meist ist nur die Hälfte der Seiten bedruckt, damit der Leser sofort kapiert, wie kostbar die Sätze sind. Es ist nicht einfach, ein 74 Seiten langes Gedicht zu schreiben, aber weil die Seiten eben nur halb gefüllt sind, macht das im normalen Druck etwa 37 Seiten, und die sind erst noch sehr klein. Hingegen ist es eine Leistung, auf diesem Raum soviel lyrische Kulturlandschaft unterzubringen. Es bennt und rilkt, hölderlint und georgelt und wiechert und heideggert in diesem Büchlein, das sich ganz lapidar »Gedicht« nennt, obwohl es sich in Wirklichkeit um eine Orgie handelt, aber auch um ein politisches Editorial. Oder um eine Polit-Elegie? Botho Strauß dürfte gegenwärtig der einzige zeitgenössische Leitartikler sein, der seine Botschaft in Versform an die Kundschaft heranträgt. Dieser Dichter, nein, Seher, nein, Prophet, nein Barde »gleicht einer Zelle im nationalen Geweb / die immer den Bauplan des ganzen enthält«, und weil er uns mitteilt: »Ah, nicht wissen möcht' ich, sondern / erklingen. Versaitet bis unter die Milz« und weil er auf jedwede »teuflische Vernunftgelüst« konsequent verzichtet, andrerseits aber einen Prinzen ins Spiel bringt, dem er dithyrambisch zuruft: »Prinz, Prinz, heiter! Steh auf unter allen Geduckten, Millionen mit den gewürmten Augen« – und nachdem er ihn nochmals akklamiert: »Prinz, der du dich umblickst – / der du ranglos und unidentifiziert / bis an die brandige Grenze des Reiches vorstießest«, dürfen wir ohne weiteres annehmen, daß mit diesem kleinen Büchlein eine neue, besser gesagt eine neu-alte Periode des deutschen Geisteslebens eröffnet ist. Nun ist es zwar schwierig, heute einfach so einen PRINZEN zu evozieren, ohne daß der Leser burleske Assoziationen schafft, PRINZ ist unterdessen vor allem ein Hunde-, vielleicht auch ein Pferdename, und die echten Prinzen, in England gibt es noch einen, in Holland hat Königin Beatrice verschiedenen Prinzen das Leben geschenkt, sind eher belächelnswerte Figuren, und die kann Botho Strauß doch auch nicht gemeint haben. Hölderlin und Kleist durften ungeniert das Wort verwenden, ohne kitschig zu werden – die Prinzen sollen damals noch Macht ausgeübt haben – , für Rilke war es schon schwieriger, obwohl er immerhin mit echten Prinzessinnen verkehrte; aber was soll man sich 1985, ohne dabei kichern zu müssen, unter einem Prinzen vorstellen?

Diese Wörter. Wie kann man »Petschaft« und »Siegelknauf« und »Kelchschaft« und »Ordnungsstifter« (was aber bleibet, stiften die Ordnungsstifter) und »Reich« und »Vaterland« (als Deutscher) einfach so zu Papier bringen, ohne an die Geschichte der Wörter zu denken? Meint der Sänger, seine poetische Glut sei so heftig, daß sie die alten Bedeutungen umschmelze und nichts mehr von den überkommenden, verkommenen Inhalten übrigbleibe? Aber seine Sprachgewalt ist nicht so enorm, daß sie einen neuen Sinn stiften könnte, und nun wuchern die alten Konnotationen als maligne Krebsgeschwüre. Manchmal sind sie auch harmlos, unpolitisch und nur komisch, wie diese zwei spätromantischen Chiffren: »Wer aber, wenn nicht Dein namenloser Kummer / brächte Dir Lindenbaum und Dorfbrunnen zurück«, und da muß man sagen: »Die Linde ist ein süßer Baum, man kann Tee aus ihr kochen« (Gottfried Benn). Andernorts wird man an schlecht assimilierte Hölderlin-Verse erinnert: »...halten die Ältesten Rat/ ungleichzeitiger Völker. Und aus der Pappel hoch über dem / dunklen Gedörr, die kenntnisreich rauscht«, und dann tönt es dazwischen wie krampfhaft nachsynchronisierter Stefan-George-Sound: »Laß uns durch Worte nicht den Schwur unserer / Blicke lösen.« Botho Strauß archiviert diese Töne oder schafft, um es mit seinen Worten zu sagen, »dem Ende des Endens ein tiefes Gemäß, ein endloses Archiv«. Aber eventuell ist es auch der Anfang eines Anfangens, und insofern hätte er nur Kitsch kreiert, und seine Elegie könnte nach ästhetischçn Kriterien beurteilt werden, aber auf S. 48 tritt er als Sprecher eines Gesamtdeutschen Ministeriums auf, kein Deutschland habe er gekannt Zeit seines Lebens, heißt es da, und zwei fremde Staaten hätten ihm verboten, je im Namen eines Volkes der Deutsche zu sein, »Soviel Geschichte, um so zu enden?« Da wird man es als Nicht-Deutscher doch eher mit Francois Mauriac halten, der einmal gesagt hat, er schätze Deutschland so sehr, daß er am liebsten zwei davon habe. Botho Strauß demonstriert den Ehrgeiz, die deutsche Geschichte umzuschreiben und alle nationalen (oder, wie er sagt, nationellen) Figuren bewundern zu dürfen, Bismarck und Büchner in der gleichen Schatulle, »uns wurde ebenso heilig der Ordnungsstifter / wie der Rebell«. Wie traurig, in der Bundesrepublik leben zu müssen, denn die ist »ein Wesen nicht einmal mit Knotenkeule / und brütender Stirn, nicht mit der Kathedrale / als Grundmaß und keine nihile Hoheit«. Ein wiedervereinigtes Deutschland mit Knotenkeule – wollen wir unsern alten Kaiser Wilhelm wieder haben oder den Rübezahl von anno 33, oder tut's auch die brütende Stirn der Hohenstaufen? – ist anscheinend der Bundesrepublik vorzuziehen, diesem »emsigen Staatswesen«. Aber so genau wird uns das auch wieder nicht mitgeteilt, die Botschaft bleibt im Geheimnisvoll-Verschleierten stecken, im »ungefährtigen Schatten«, und besteht aus RAUNENDEM RAUCH und ZERFALLENDER SAGE, und Botho Strauß »wollte nicht mit salbenden Händen sprechen / von der zerstöberten Rose duftdröhnend / vom Holterdiepolter der Zwerge treppabwärts / von den Disputen, Sirenen, Vernünften«.

Wie der Leser unschwer sehen mag, sind die Winde, die Rilke einst auf den Fluren losgelassen hat, in diesem Gedicht, zu einem .giftigen Politfurz mutiert, wieder aufgetaucht.

Erstaunlich, daß auch brillante Köpfe wie Friedhelm Kemp oder Luc Bondy diese falschen und fatalen Töne goutieren. Kemp lobte die poetischen Fähigkeiten des Barden in der »Neuen Zürcher Zeitung« über den grünen Klee und stellt diesen bis unter die Milz versaiteten Deutschtümler auf ein Podest neben den genialen T.S. Eliot und Teilhard de Chardin (der ein Mystiker war, aber kein Kitschier und das Gegenteil eines brünstigen Nationalisten), und Luc Bondy bemängelt in der »Zeit«, daß dieses GEDICHT »auseinandergepflückt worden ist wie ein politisches Traktat, geprüft auf seinen politischen Gehalt«. Ach ja, das Holterdiepolter der Zwerge treppabwärts. Auseinandergepflückt? Das ist nicht nötig, man kann Strauß seitenweise am Stück zitieren, das Werklein strotzt vor Politvokabeln, die man ja wohl noch gegen das Licht wird halten dürfen. Und um seine Form, die vielleicht eine neue Form sei, habe man sich kaum gekümmert, schreibt Bondy und vergleicht Strauß – mit Rimbaud und Apollinaire... Aber die Form ist derart schwach, so neoklassizistisch und aus zweiter Hand, Sekundär-George, Tertiär-Rilke, achtmal verdünnter Hölderlin, daß man sich gar nicht groß darum kümmern kann. Eine Unform. Das ist nicht wie bei Louis-Ferdinand Céline, der in politischer Hinsicht ein Monstrum war, aber so geschrieben hat, daß auch die Linken zähneknirschend seine innovative Sprachgewalt anerkennen müssen. Aber vielleicht hat sich Strauß nur einen Jux gemacht, wollte provozieren und enervieren und lacht sich jetzt ins Fäustchen, weil die Kritik ihn ringsherum so ernst nimmt.

Botho Strauß: Diese Erinnerung an einen, der nur einen Tag zu Gast war. Gedicht, Carl Hanser Verlag, 80 Seiten, DM 18.-

Konkret 10/85, S. 80

Notizen

Für Nelly und Sangoma

Nicht mehr brandneu ist Chico Freemans neues Album »Tangents« *(Elektra/Musician 960361-1)* mit dem Sänger Bobby McFerrin als Gastsolisten. Neu aber in der Geschichte der Jazz-Schallplatte sind sicher jene unschätzbaren Informationen auf der Plattenhülle, die einem derzeit bei anderen Jazzmusikern noch vorenthalten werden, nämlich wo die beiden Gentlemen ihre Klamotten kaufen (oder sich gegen diesen kleinen Hinweis auf dem Cover schenken lassen). Hier also: Mister Freeman läßt sich bei IF in Soho, NY und bei Giorgio Armani einkleiden, Mister McFerrin bei Chasurie, NY. Gibt es sonst noch etwas Substantielles über diese Platte zu sagen?

Es gibt. »Tangents« ist eine etwas zusammengestiefelte Platte, aufgenommen in sechs verschiedenen Studios, von Tonmeistern mit offensichtlich recht verschiedenen Klangvorstellungen. Und in den diversesten Besetzungen, deren genaue Details man aber zugunsten der wichtigeren Kleider-Information weggelassen hat. Einen roten Faden durch das ganze Album sucht man vergebens, es fehlt irgendwie auch das Gravitationszentrum einer starken musikalischen Persönlichkeit, die das alles zusammenbringt und -hält, die Stücke sind gleichsam »tangential« um die Figur von Chico Freeman angeordnet, ohne daß er selber sich so richtig zu »erkennen« geben würde. Insofern ist die Platte auch ein bißchen unverbindlich.

Kein großer einheitlicher Wurf also, dennoch: »Tangents« ist keine schlechte, mißglückte Platte. Ihre Qualitäten muß man suchen, sie liegen, fast ein bißchen zu unscheinbar im Detail. Hat man sich durch die fragwürdigen Syntheziserspielereien jeweils zu Beginn jeder Plattenseite hindurchgehört, erwartet einen zum Beispiel auf der B-Seite mit »Sangoma And Nelly« ein phantastisches Duett von McFerrin und Chico Freeman (hier auf der Baßklarinette), auch das nächste Stück bringt ein brillantes Vocal-Solo von McFerrin. Oder: Auf der A-Seite liefern sich in »Sir Tashi And The Yeti«, dem einzigen Stück, das so richtig losgeht, Freeman und (vermutlich) Steve Coleman eine schöne, spannende Jagd. Neben einigen frischen Arrangierklängen gibt es auch mehrere, zwar recht kurze und zurückhaltende, aber interessante Soli, unter anderem von John Purcell, Steve Coleman oder Kenny Warner; ausgezeichnet ist auch die eine der beiden Rhythmusgruppen mit dem Bassisten Cecil McBee und dem Schlagzeuger Billy Hart. Wunder nähme mich bloß, .wo denn sie ihre Kleider kaufen. Doch nicht etwa im Warenhaus nebenan?

MENGELE ADE

In der Zürcher »WochenZeitung« war zu lesen: »Deutsche Synchronfassungen bergen auch noch andere Gefahren als die des indifferenten Synchronstudiodeutsch in sich: Man kann ein bißchen zensurieren. Beim Bond-Film 'A View To A Kill', sauber übersetzt mit 'Im Angesicht des Todes', tritt als notorischer Bösewicht diesmal eine blonde Bestie aus Dresden auf den Plan, ein experimentell hergestelltes Geschöpf eines greisen Nazi-Professors, der vom KGB gekidnappt wurde, um seine Menschenversuche in kommunistische Dienste zu stellen. Den Deutschen bleibt allerdings dieser Mengele-Dreh erspart: der deutsche Nazi wird nämlich tout court zu einem polnischen Veterinär umfunktioniert, und im Presseheft raunt man diskret von einem Menschen 'mit düsterer, verbrecherischer Vergangenheit'.«

Einer von zehn

Im Alter von 84 Jahren ist in San Francisco Lester Cole gestorben. Der Drehbuchautor gehörte zusammen mit Bessie, Biberman, Dmytryk, Lardner, Lawson, Maltz, Ornitz, Scott und Trumbo zu den »Hollywood Ten«, die sich 1947 geweigert hatten, vor dem Ausschuß zur Untersuchung unamerikanischer Umtriebe auszusagen und dafür erst ins Gefängnis gesteckt und später mit Berufsverbot belegt wurden. Seitdem war für Cole, Gründungsmitglied der »Screen Writers Guild«, zeitweise Vorstandsmitglied, Präsident und Vizepräsident dieser Organisation, die Chance vertan, einmal Präsident der USA zu werden. Cole, bis 1947 erfolgreicher Drehbuchautor, schätzte den Ausschuß von Beginn an richtig ein: »Begreifen Sie nicht? Diese Untersuchungen sind in Wirklichkeit Fallen. Sie werden verurteilt, wenn Sie nicht aussagen, und Sie werden verurteilt wenn Sie aussagen. Das ist eine Form von legalem Lynchen.« Solche Sätze haben ihn nicht beliebter gemacht. Er starb jetzt an einem Herzanfall.

Reed-Gedichte

Eine Sammlung mit Gedichten des US-amerikanischen Schriftstellers und Revolutionärs John Reed (1887-1920) ist in den USA erschienen. Die 68 Gedichte waren in der Bibliothek der Columbia-Universität entdeckt worden. Themen der Poesie John Reeds sind unter anderem ein Streik US-amerikanischer Textilarbeiter, die Aufstände in Mexiko, Liebes- und Naturgedichte.

Niemöller-Film

Ein 110 Minuten langer Dokumentarfilm über den 1984 verstorbenen Martin Niemöller wird innerhalb der Internationalen Filmwoche Mannheim vom 7. bis 12. Oktober erstmals gezeigt. Der von Hannes Karnick und Wolfgang Richter hergestellte Farbfilm mit dem Titel »Martin Niemöller: Was würde Jesus dazu sagen?« wird am 17. Oktober seinen Kinostart in Hamburg haben. Vorführungen in Köln, München, Westberlin und Fronkfurt sind geplant. Der 16-mm-Film, gefördert durch Mittel des Hamburger Filmbüros, des Bundesinnenministeriums, der Evangelischen Kirche von Hessen und Nassau, wird verliehen durch Matthias-Film (Gänseheidestraße 67, 7000 Stuttgart 1, Telefon 0711/24 05 12) und Unidoc (Braunschweiger Straße 20, 46 000 Dortmund 1, Telefon 0231/838 01 47).

Faces of Death

Die US-amerikanische Video-Produktionsgesellschaft F.O.D. (Faces of Death) liefert, was der Name verspricht: Hinrichtungen auf dem elektrischen Stuhl, Autopsien, Bilder aus den Schlachthöfen und von Leichenöffnungen. Diese Filme von Ethnologen, Medizinern und auch aus den Archiven der Polizei, die sich FOD gegen die üblichen Gelder aus den Giftschränken herausgeholt hat, werden mit Auflagen von bis zu 30.000 Kopien auf dem Markt geworfen. Restauflagen bleiben nicht zurück.

Medaille

Die gebürtige deutsche Schauspielerin Elisabeth Bergner, mittlerweile 87 Jahre alt, seit ihrer Emigration aus Deutschland größtenteils in England lebend, erhielt in der Londoner Botschaft der DDR die Hans-Otto-Medaille. Sie nahm sie an.

EIN SATZ NUR

Nach über 20jähriger Unterbrechung ist der Filmaustausch zwischen der Volksrepublik China und der Sowjetunion wieder aufgenommen worden.

BESTIARIUM

PERVERSUM

Pünktlich zur Buchmesse, wie es sich für einen »Renner« gehört erscheint, nachdem sich seinetwegen das Schisma im Buntbuch-Verlag vollzog, nunmehr im Galgenberg-Verlag das »Bestiarium perversum« von Ernst Kahl, in den Regenmonaten dieses Jahres 50-prozentiger-Aktionär des Kulturoratoriums und »Kongretchen« – der Freund der Kleinen Linken. »Sexistisch« lautete der Vorwurf zensurkrummer Zeitgenossinnen und -genossen, und: Kahl mache sich in diesem Werk schmählich über die Schwachen und Gebrechen Unterdrückter und Gedemütigter lustig. Ingrid Klein fand das nicht und druckte einiges aus dem »Bestiarium« in SEXUALITÄT KONKRET vor ab. Nun liegt es komplett im Wert von 128 Seiten und in sehr kommodem Taschenbuchformat vor, zu einem radikal-demokratischen Preis (9.80 DM) und will von Leuten, die noch nicht von so Meterware wie »Die Aggression in uns« oder »Kulturgeschichte der Träne« oder »Das Mutterbild bei den Kelten« abgestumpft sind, gelesen werden.

Mensch Meier

Dieter Meier, Eidgenosse, der sich über Jahre hinweg mit eher magerem Erfolg in nahezu allen Sparten als permanenter Avantgardist versuchte, reüssiert jetzt als »Yello«-Musiker so, wie er sich es schon immer erhofft hatte. Einen Video-Clip produzierte man jüngst – allein ob der Ambiance – auf Kuba. Nachher schrieb Meier seine Reiseeindrücke nieder. Das Zürcher Buntheftchen »Magma« veröffentlichte sie auch noch. Der Popstar über die Politik: »So sehr ich glaube daß der Sozialismus für die Länder Mitteleuropas der Schwachsinn par excellence ist der ohne die Keule der Roten Armee kaum

einen Tag länger Bestand hätte, so sehr bin ich der Überzeugung, daß er für die Länder der Dritten Welt eine historische Notwendigkeit ist.« Gar nicht zufrieden ist Meier mit Reagans Nikaragua-Politik, die gerade nicht verhindere »daß das total verarmte Land endgültig im Machtblock der UdSSR verschwindet«, und schließlich weiß der Post-Avantgardist Meier der mal eine große linke Fresse hatte über Ché Guevara zu vermelden, daß es sich bei dem um einen »asthmatischen Arzt aus Argentinien auf der Suche nach dem Lebenssinn« gehandelt habe.

So, Fritz, jetzt komm du mal nach vorne

Du hast ja nun deinen Hausaufsatz »Mein schönstes Ferienerlebnis 1984« noch einmal abgeschrieben: »Pyrenäenreise im Herbst« (Rowohlt). Der Kollege Meienberg hatte damals schon gemäkelt, daß sich der Niedergang der Reportage besonders schön an diesen Raddatz-Artikeln in den »Zeit«Magazinen zeige, und KONKRET l/85 hatte auf einige Fehler aufmerksam gemacht. Nun, Fritz, Du hast dich bemüht aus den drei Magazin-Beiträgen ein ganzes Buch zu machen. Die Tucholsky-Zitate sind länger, Dein Beitrag ist relativ geschrumpft, mancher Fehler der Erstfassung ist getilgt, manches hast du umschrieben, einiges verbessert aber viel klüger ist es nicht geworden: Sylt ist nun nicht mehr »entre deux mers«, na schön, und aus dem Jambon de Bayonne hast Du durchgängig den Bayonneschinken gemacht. Ob das nun – Mein Gott, Fritz, steh still, – so glücklich ist, lassen wir einmal dahingestellt. Schließlich nennt dich auch niemand ein Frankfurtwürstchen, sondern bestenfalls einen Hamburger Hanswurst. Hör' auf mit dem Porsche zu spielen, wenn ich mit Dir rede. Du hast gelernt, daß Pelote nicht *im,* sondern *am* Fronton gespielt wird, daß es nicht immer sechs Spieler sind, *meist* allerdings auch nicht, aber Deine Verbesserungen lassen ahnen, daß du weiterhin nichts verstanden hast von dem Spiel. So schreibst Du jetzt, daß das Spielfeld 45 Meter breit und 90 Meter lang sei, die Steinwand eine der Breitseiten der Spielfläche, 18 Meter messe. Die restlichen 25 Meter hat wohl die ETA entführt. Und noch einmal: Pelote ist der Name des Balls und der Name des Spiels, Chistera ist eine Disziplin im Pelote. Nun merk' es Dir doch mal. Das verbesserst Du, Fritz, und auch den *Franko* auf Seite 24. Das ist ja schon peinlich. So, setz Dich, und wenn die nächste Abschrift nicht ordentlich wird dann gibt es ein paar mit der ETAmilitar. Ja, ja, mußt gar nicht so kuhäugig gucken.

REIHENWEISE NEUE TASCHENBÜCHER

Die Vorstellung, es habe einmal eine Zeit gegeben, da man durch Lektüre der wichtigsten Taschenbuch-Neuerscheinungen einen Überblick über kulturelle Trends gewinnen konnte, ist vermutlich verklärte Erinnerung. Es bedurfte allerdings gründlicher Selbsterforschung und mehrerer Umzüge, um mir den Anachronismus dieses irgendwo noch lebendigen Anspruchs klar zu machen Bücher die man in die Finger bekommt, auch lesen zu wollen. Die Taschenbuchverlage hoben mir dabei geholfen. Nicht zuletzt dank der Poster, auf denen die Cover der monatlichen Neuerscheinungen platzsparend arrangiert sind, habe ich begriffen, daß es nicht (nur) der Leser alten Typs sein kann, für den ihre Produkte gemacht sind. Sein Pendant, der Verleger, der Manuskripte noch aus der Nähe gesehen, Autoren mit Namen gekannt hatte, ist ohnehin ausgestorben. Sein Nachfolger, der Manager, der vorher vielleicht eine Hühnerfarm oder ein Finanzministerium geleitet hat, konzentriert sich auf das Wesentliche. Nach Inhalten fragt er nicht, solange Zielgruppe und Auflagenhöhe exakt kalkulierbar sind. Ihm verdanken wir die freie Wahl zwischen mehreren hundert Neuerscheinungen im Monat. Für jedes Lebensalter, jeden Wunsch und jede Sorge offeriert er uns eine spezielle Taschenbuchreihe. Sie heißt »Scene« und »Sweet 17«, »Persönliche Erfahrungen mit Krisen« und »Perspektiven der Anthroposophie« »New Age«, »Transformation« oder »Esoterik«, ja selbst von den »Großen Vergiftungen« ist soeben Folge 4 erschienen.

In guten Monaten gelingt es, gleichzeitig einen kritischen Text über »Computerkindheit« und einen Leitfaden fürs Computertraining bei Vorschulkindern zu präsentieren. Der Buchmarkt als Kaspertheater: auf der einen Hand das böse Krokodil, auf der anderen der Kasper mit seiner Pritsche.

Auch innerhalb einstmals renommierter Reihen greift der Trend zur Beliebigkeit um sich. Der traditionelle Sortimentsbuchhändler und sein an Inhalten interessierter Kunde sind in diesem System eher hinderlich. Taschenbücher werden in Kaufhäusern und auf Bahnhöfen verkauft, aber auch in Supermärkten und an Tankstellen zwischen Taiwan-Blousons und 'Mon Cherie'. Die Verlage stellen sich darauf ein. Einer rüstet seine Produkte mit scanner-freundlichen Zebra-Streifen aus, ein anderer stellt »praktische Verkaufshilfen« (Körbchen oder raketenförmige Drehständer) für »Stapel-, Aktions- und Schwerpunktware« zur Verfügung, ein Bertelsmann-Manager gesteht man habe lediglich noch Probleme mit dem Papier: »Es ist zu gut«. Das Ganze ist längst kein kulturelles Problem mehr sondern ein ökologisches; man sollte aufhören, den Autofahrern die Alleinschuld am Waldsterben zu geben.

Was hat das Thema dann im Kulturteil zu suchen? Nun, unter diesen Bergen von – gebrauchswertmäßig gesehen – sinnlos bedrucktem Papier gibt's immer noch richtige, lesenswerte Bücher. Und da es auch noch Leser gibt, wird dies hier kein Nachruf auf die endgültig dahingeschiedene Lesekultur, sondern die Geburtsanzeige für eine neue Kolumne: KONKRET

wird in Zukunft regelmäßig Taschenbuch-Neuheiten vorstellen. Ein repräsentativer Überblick ist selbstverständlich unmöglich. Auswahlprinzip ist die nackte Willkür.

Daß **Franz Fühmann** (DDR) nicht nur Schriftsteller, sondern auch Theoretiker und Kommentator eigener wie fremder Werke war, ist nicht sehr bekannt. Umso schöner, daß jetzt eine Auswahl seiner einschlägigen Texte erschienen ist (**Wandlung – Wahrheit – Würde. Aufsätze und Gespräche 1964-1981, Luchterhand, DM 16,80**). Niemand sollte sich vom kitschigen Titel abschrecken lassen, gegen den sich der vor einem Jahr gestorbene Fühmann nicht mehr wehren kann. Keiner hat so gradlinig, genau, ja verbissen für die Authentizität und Originalität von Literatur, aber auch für die soziale Verantwortung des Schriftsteller gekämpft wie Fühmann. Die Redlichkeit und Aufrichtigkeit, in der er dies tat ist beeindruckend. Sie umfaßt Bekenntnis zum Ich, Selbstkritik (»Ein Buch, das man nicht schreiben muß, das soll man ungeschrieben lassen.«) Auseinandersetzung (»Meine Damen und Herren verehrte Freunde und Gegner!«) und Zorn über die Zensur, aber auch Solidarität mit Kollegen. Fühmann war ein eifriger Fürsprecher Kalbes, Hilbigs, Schlesingers, Beckers und vieler anderer. Für jene, die nicht schreiben können, jetzt aber in der BRD mit Dissidenten-Bonus gedruckt werden, hätte er sich allerdings nicht eingesetzt. Über literarische Qualität ließ er nie mit sich diskutieren. (Die vollständige Ausgabe dieser Schriften ist übrigens bereits 1983 im Hinstorff-Verlag Rostock. erschienen.)

Lothar Baier KONKRET-Lesern als Autor scharfsinniger Essays bekannt, hat seinen ersten literarischen Text geschrieben: (**Jahresfrist. Erzählung, Fischer, DM 16,80**) Es spricht für ihn, daß aus dem eher abgegriffenen Sujet (intellektueller Aussteiger kauft Haus in der Provence, gewinnt Spaß an der Handarbeit und reflektiert bei der Lektüre Paul Nizans die eigene Vergangenheit) keine 68er Veteranen-Schnulze, sondern ein richtig schönes Buch geworden ist. Eine Art Erzähl-Essay, reflektierte (selten peinliche) Tagebuchaufzeichnungen mit präzisen Beobachtungen und einer ehrlichen Selbsteinschätzung. Baier setzt sich mit den Romantizismen aufklärerischer, linker Theorie auseinander und skizziert zugleich Perspektiven für ihren Fortbestand. Konsequenterweise mündet der Ausstieg des Ich-Erzählers in die Rückkehr, in den »Willen zu verstehen«. Alles in allem: viel mehr als ein Urlaubsbuch für frankophile Studentenbewegte.

Gerhard Zwerenz hat ein neues Genre gefunden: den »unverschämten Thriller«. Das erste Exemplar (Die DDR wird Kaiserreich, Bastei-Lübbe, 5,80 DM) beeindruckt durch die geniale Mixtur von Schwachsinn und Chaos. Eine Terroristengruppe besetzt ein Frankfurter Luxushotel, um die DDR zur Wiedereinführung der Monarchie zu zwingen; nachdem sie mit ihrer Forderung Erfolg hatte, wird sie von der Polizei in die Luft gesprengt. Das Buch trägt außerdem Züge eines Schlüsselromans aus der Literaturszene hat aber nichts zu entschlüsseln. Das Unverschämteste ist, daß Zwerenz sich immer noch als Schüler Blochs ausgibt. Der hatte zwar der Kolportage mal bescheinigt, sie sei »nicht romantisch, sondern selbstbezogen und revolutionär«, dabei aber ganz bestimmt nicht an Zwerenz gedacht.

Ewald Lienen, linker Vorzeige-Profi der Fußball-Bundesliga hat – mit anderen zusammen – ein »BilderLeseBuch« herausgegeben (**Sport. Politik und Profit, Lust und Frust, Rowohlt, 14,80 DM**) Das Buch (die gekürzte Fassung des 1983 bei Elefanten Press erschienenen Bandes »Oh!Lympia«) ist nicht nur als Entlastung fürs schlechte Gewissen nach der Sportschau nützlich sondern insgesamt ein schlaues und informatives Werk zum Thema. Viele wichtige Aspekte werden behandelt (z.B. Geschichte und gesellschaftliche Funktion des Sports, Schul- und Frauensport, Sport und 3. Welt Ökologische Fragen), ein paar andere (Sport und Fernsehen, Fan-Problematik) leider unterschlagen. Die Kapitel über Fußball entsprechen dem, was zur Zeit samstags geboten wird; sie sind eher schwach.

Hannes Krauss

Birdland

Die größte Stadt auf dem Territorium der Bundesrepublik bietet bislang, jenseits vom Zickenjazz wie ihn mittlerweile jede dörfliche Feuerwehrkapelle auch schon spielt, kaum die Möglichkeit, Jazz live zu hören. Immerhin gibt es jetzt wieder einmal einen neuen Versuch: ein Jazzlokal, das sich, gar nicht unbescheiden, »Birdland« nennt und einen Verein, »Jazz Federation Hamburg«, dessen Zweck es laut Satzung ist: »Die Bereitstellung, Erhaltung und Verbreitung der Jazz-Kultur in Hamburg, die Herstellung und Pflege internationaler Beziehungen zwischen Jazz-Musikern und ihre Zusammenführung und Kommunikation mit Jazz-Anhängern im Rahmen von Club-Veranstaltungen und durch erweitertes Angebot von Jazz-Veranstaltungen.« Kurz: es soll wieder gejazzt werden in Hamburg, der größten Stadt auf dem Territorium der BRD.

ZEHN MILLIONEN

Zwei Großgeldmeister des US-amerikanischen Films, George Lucas und Francis Coppola, haben sich mit dem Großgeldmeister der US-amerikanischen Popmusik, Michael Jackson, zusammengetan, um nun einmal ihre Kindereien gemeinsam umzusetzen. Produziert von Lucas, inszeniert von Coppola, Michael Jackson in der Hauptrolle, stellten sie einen zwölfminütigen 3-D-Film her der ausschließlich im Disneyland gezeigt werden soll, wenn er dann einmal fertig ist.

Die Musik ist von Jackson, der technische Firlefanz von Lucas und der Preis läßt eindeutig die Mittäterschaft Coppolas vermuten: zehn Millionen Dollar. Dafür ist der Film aber auch in Farbe.

Preisfrage

Kleine Preisfrage: Von welchem deutschsprachigen, aber nicht deutschen Schriftsteller stammen die folgenden sechs Verse: »üch/wüll/spülen/spül düch/meun künd«? Richtig. Jandl isses. 60 isser und Luchterhand hatte sich vorgenommen, zum Geburtstag am 1. August die Gesammelten Werke in drei Bänden« vorzulegen. Preis 258,- DM, später dann 298,- DM. Der Preis ist geblieben, der Erscheinungstag hat sich verschoben, Rezensionsexemplare gibt es auch keine, weil, so der Verlag in einer Mitteilung, »wir bei der relativ kleinen Auflage und dem hohen Herstellungspreis keine Freistücke ausgeben können.« Alles eine Frage des Preises. Für noch nicht einmal ein Zehntel des Luchterhand-Preises kann man sich allerdings ein knapp 45minütiges Jandl-Vergnügen mit der Platte »Ernst Jandl: bist eulen« (Extraplatte Ex 316 141, in der BRD im Vertrieb von pläne) verschaffen. Jandl spricht und musiziert, singt und rezitiert hier zusammen mit Lauren Newton, Wolfgang Puschnig, Woody Schabata und Mathias Rüegg, allesamt Mitglieder des Vienna Art Orchesters: »E(a)rnest has never given more fun, I suppose. This is a play on words: Ernst ist Jandl's christian name but also corries the meaning of earnstness, seriousness, gravity«, says die Not des Translators.

DIE NÄCHSTE BITTE

Zwei kleine Auszüge aus einem Interview mit der Jazzmusikerin Carla Bley, erschienen im Zürcher »Tages-Anzeiger«:

Zuerst einige Fragen über die Rolle der Frau im...

Nein

..im Jazz

Nein. Nein. Nichts über Frauen im Jazz. Endgültig nein. Versuch' es mit einer anderen Frage

Aber gibt es denn nicht so etwas wie eine spezifisch weibliche Ästhetik in der Musik, im Jazz? Gibt es denn nicht»Frauenmusik« gleichsam im Gegensatz zu »Männermusik«?

(Bley lacht sich halb kaputt) Uuuh! – Okay! (mit süß säuselnder Stimme) Na klar, doch, ich mache feministische Musik! Aber im Ernst: Nein . Das war eine dumme Frage von dir, die nächste bitte.

Die dumme Frage stammt ja nicht nur von mir; es gibt auch namhafte Musikerinnen, die ähnliches sagen.

Fuck the women. Ist das eine klare Antwort?

Warum nicht?

Konkret 10/85, S. 86

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Frau Nachbarin, euer Fäßchen! Er hat den Spieß herumgedreht, ins Horn geblasen und das Ruder an die Lunte gelegt. Ja, vom Theo rede ich. Und nicht beklagen will ich hier, daß er nie nichts lernt aus den literarischen Katastrophen, in die ich ihn führe, und sie darum immer wiederholen muß. Auch Renitenz hat ihren Reiz, und wo fände ich einen anderen, ebenso monströsen Schmock, in dessen Produktion aller Wahnsinn eines fl.w. + k. Kleinbürgertums so exemplarisch sich ballt. Was aber tut er? Greift zur Feder und bereitet mir ein Cannae, mit dem verglichen die Thermopylen das reinste Valmy waren:

Die Sozialdemokraten wittern Morgenluft.

Es war der erste Satz, den er niederschrieb, seit er im August-Heft gelesen hatte, welch kalter Moderduft Shakespeares Morgenluft erfüllt. Ein karger Satz aus Subjekt, Prädikat, Objekt, ohne Rücksicht auf der Leser Lust, nichts als eine Botschaft an mich: Sieh her, du Klugscheißer! Wenn du es auch zehnmal besser weißt und noch so recht hast mit der Geschichte von der blöden Morgenluft, die den Geist zurück in die Gruft treibt – mir ist die Macht gegeben von Bucerius, zu bestimmen der Worte Sinn, und wie ich's richte, werden's hunderttausend Studienrate lieben, und in Äonen wird mein Ruhm nicht untergehn. Was, Stänkerer, du röchelst noch? So nimm denn auch dies:

In den Meinungsumfragen haben sie sich an der Union vorbeigerobbt. . . Die babylonische Gefangenschaft in der Opposition... Die derzeitige Euphorie der Sozialdemokraten kann nicht anhalten. Ihre Personaldecke ist zu dünn, als daß davon eine große Anziehungskraft ausgehen könnte; die neue Dreier-Konstellation an der Spitze muß ihre Feuerprobe erst bestehen. Der Anspruch, in anderthalb Jahren schon wieder das Ruder zu übernehmen,

steckt noch in den Kinderschuhen wie ein Damoklesschwert. Ich werfe das Handtuch. Schwamm und Seife folgen.

Ein Teil der Schweiz gilt als deutsch-sprachig. Die »Neue Zürcher Zeitung« auch:

All diese Kalkulationen haben außerdem die Hoffnung im Hintergrund, daß sich die Proteste schließlich totlaufen werden, womit das Traktandum wieder für einige Zeit schubladisiert werden könnte.

Man bedenke, daß dieser Schubladler aus demselben Wörterbuch stammt, das die schönste Synchronisation in deutscher Sprache ermöglicht hat: Ich Tarzan – du Jane.

Der Wirtschaftsredakteur Leo Brawand ist zwar schon in Rente, aber die Sorge um Deutschland macht ihn immer noch ganz dynamisch:

Schafft Remedur in den eigenen Reihen, ob mit oder ohne fixierten Ehrenkodex, macht Schluß mit den Schmiergeldern aller Art. Sonst – bei allem Wohlwollen, Herr Abs – sehe ich schwarz für unsere Ordnungs- und Gesellschaftspolitik.

Das war nun aber die letzte Warnung. Noch *ein* Mal, Abs, und Brawand läßt seinen Leo los!

Ich bewundere den Johannes Gross. So schlau sein und doch von den Herausgebern der »Frankfurter Allgemeinen« geschätzt – wie macht er das bloß? Mal sehn:

Von Widerstand und Verfolgung in der Nazizeit waren alle Gruppen des Volkes beteiligt und betroffen...

Nicht schlecht. Am Widerstand beteiligt und von Verfolgung betroffen, das weiß Gross, waren ja nicht alle Gruppen der Bevölkerung. Einige waren mehr an Verfolgung beteiligt und vom Widerstand betroffen. Aber will die »FAZ« das hören? Nein. *Von Widerstand und Verfolgung beteiligt und betroffen* – ja, so könnt's gefallen. Und daß es nicht deutsch ist? Nun, der Widerstand war's auch nicht. Also

beteiligt und betroffen, außer (mit seltenen Ausnahmen) zwei, die doch vornehmlich berufen waren, nämlich Juristen und Mediziner. Schon gar niemandem fällt auf, daß Kaufleute, Fabrikherren und Bankiers fehlten.

Gar niemandem ist natürlich leicht übertrieben, weil alle ernsthafte Literatur über den deutschen Faschismus davon handelt, wie Kaufleute, Fabrikherren und Bankiers (manche nennen das: die Bourgeoisie) die Nazis finanzierten, zur Macht brachten und ihnen zur Hand gingen, damit diese ihnen Ressourcen und Märkte eroberten und eine andere Gruppe des Volkes (manche sagen: das Proletariat) in Schach hielten. Sollten die Kaufleute, Fabrikherren und Bankiers sich selbst Widerstand leisten und verfolgen? Und wie kommt Gross, Herausgeber zweier Wirtschaftszeitschriften, dazu, solches nachträglich von ihnen zu verlangen? April, April:

Schon gar niemandem fällt auf, daß Kaufleute, Fabrikherren und Bankiers fehlten. Das Ökonomische hat seine eigene Moral, in der Heroismus nicht vorkommt.

Mir wäre an dieser Stelle bestenfalls eingefallen, daß das Ökonomische seinen eigenen Heroismus hat, in dem Moral nicht vorkommt. Deshalb schätzt mich ja auch die »FAZ« nicht wie den Gross und seine Kleinkunst.

In der »Frankfurter Allgemeinen« rügt der Redakteur F.K. Fromme, daß einige Leute den fünfzigsten Jahrestag der Nürnberger Rassegesetze nicht schweigend übergangen haben:

Was bedeutet es eigentlich, daß die Politiker allzumal gern auf Akte der Diskriminierung in fernen Zeiten zu sprechen kommen, aber längst nicht so gern auf Diskriminierungen heute, die im anderen Teil Deutschlands geschehen? Es gibt da vielerlei Unterschiede, gewiß.

Aber sie rechtfertigen keineswegs, daß Politiker gerne auf den Akt der Diskriminierung zu sprechen kommen, der Biermann (Vater) in fernen Zeiten in der Gaskammer von Auschwitz widerfuhr, und längst nicht so gerne – wenn überhaupt je – davon, daß Biermann (Sohn) im Hamburger Exil schmachtet. Diskriminierung bleibt doch Diskriminierung, allzumal.

Hanns Werner Schwarze ist Generalsekretär des PEN-Klubs und gewiß ein braver Mann. Wenn er sich bloß das Schreiben abgewöhnen könnte:

Utopien sind von Natur aus weder exakt noch konsequent zu Ende gedacht. Sozialdemokraten müssen dennoch wie früher offen für Utopien bleiben, sogar in Zeiten, in denen sie regieren. Wer aus Wahltaktik phantasievollen Denkern der Oppositionspartei lautes Denken verbieten will, muß selbst darüber nachdenken, ob er nicht schon längst ein Konservativer geworden ist.

Die Liebe zum von Natur aus weder Exakten noch konsequent zu Ende Gedachten ziert einen Generalsekretär nicht. Er soll schauen, daß die Kassenbücher in Ordnung sind und die Einladungen rechtzeitig verschickt werden. Für Phantasie, lautes Denken und anderen Schmus sind die einfachen Mitglieder des Klubs zuständig. So help me Grass.

Über die Rede des Oppositionsführers vor dem Bundestag berichtet die »Hamburger Morgenpost«:

Der Koalition warf er Mißbrauch der Arbeitslosigkeit zu sozialer Ungerechtigkeit vor.

Den bekannten Stilrichtungen der Arbeiterbewegungs-Kunst, »Proletkult« und »Sozialistischer Realismus«, hat der gefürchtete Arbeiterführer Hans Jochen Vogel eine dritte hinzugefügt: das Godesberger Barock.